saiten sprung

ZEITSCHRIFT DES STUDIENGANGES MEDIEN & MUSIK

AUSGABE 1
APRIL 2010

HERAUSGEBER:
INSTITUT FÜR JOURNALISTIK UND KOMMUNIKATIONSFORSCHUNG,
HOCHSCHULE FÜR MUSIK UND THEATER HANNOVER

MUSIKWELT HANNOVER

ROLF ZIELKE BRINGT HÄNDEL ZURÜCK (S. 7) · MORD IM HÖRSAAL (S. 18) · DUESENBERG-GITARREN FÜR DIE GROSSEN STARS (S. 23) · INSOLVENZ UND NEUBEGINN VON SPV (S. 39)

EDITORIAL

Als Felix Mendelssohn Bartholdy klagte, es werde „so viel über Musik gesprochen und so wenig gesagt“, da kannte er natürlich noch nicht den Studiengang „Medien und Musik“. Denn seit anderthalb Jahren arbeiten Lehrende wie Lernende dieses neuen Ausbildungszweigs daran, musikalische und kommunikative Kompetenz zu vereinen. Auf höchstem Niveau. Anspruch: Intelligent über Musik zu sprechen und dabei allen etwas zu sagen. Beweis: Liegt gerade auf Ihrem Tisch und heißt „Saitensprung“.

Noch eine Musikzeitschrift also? Noch eine. Aber eine, die auskommen will ohne das, was der Musikkritiker Hans Heinz Stuckenschmidt einmal das „Abrakadabra“ der Eingeweihten nannte. Ohne akademisches Brimborium. Ohne die Insiderphrasen des Popjargons. Eine, die journalistisch hinschaut und Musik als Teil der Gesellschaft begreift. Und die in ihrer ersten Ausgabe einen Streifzug durch die oft so verkannte, oft so unterschätzte Großstadt Hannover unternimmt.

Vielleicht wird „Saitensprung“, das neue Magazin des Instituts für Journalistik und Kommunikationsforschung (IJK), in dieser Großstadt ja bald ein Begriff sein. Stammt es doch aus wahrhaft gutem Hause, einem Haus, das immer wieder bekannte Namen für Bühne, Konzertsäle und Medien hervorgebracht hat. Einem Haus, dem auch die Redaktion sehr verpflichtet ist. Denn ohne die Hilfe des Präsidiums der Hochschule für Musik und Theater Hannover und ohne die Hilfe des IJK-Fördervereins „KommunikationsKultur e.V.“ wäre dieses Heft nicht zustande gekommen.

Wir danken herzlich dafür.
Ruth Müller-Lindenberg/Gunter Reus

IMPRESSUM

Herausgeber:	Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung, Hochschule für Musik und Theater Hannover
Redaktion:	Dorian Gorr, Birk Grüling, Claudia Hamburger, Joachim Haupt, Matthias Holz, Antonia Klöpf, Swantje Ludwig, Annick Manoukian, Dominique Mayr, Maria Mazo, Marc Möllmann, Christoph Reimann, Katharina Rupprich, Alexander Schories, Sebastian Steinhardt, Maya Stockmann
V.i.S.d.P.:	Gunter Reus, Ruth Müller-Lindenberg
Herstellung:	Layout · Satz und Druck Michael Heiland Lister Damm 5–7 30163 Hannover

INHALT

ROCK ’N’ ROLL FOREVER – IMMER DIENSTAGS 4
Zu Gast beim „Ruby Tuesday“

250 JAHRE IN DEN CHARTS 7
Rolf Zielke bringt Händel nach Hannover zurück

DIE NORDSTADT-BRAUT 10
Kunst auf Platte

GRAND PRIX À LA HMTH 13
Musikwettbewerb Hören! 2010

UNVERWÜSTLICH 15
Die Schallplatte kommt wieder!

UNTERIRDISCH 16
Glosse

DER EWIGE FÜNFTE 17
Hannover Concerts

MORD IM HÖRSAAL 18
Interview zum Romandebut „Nachleben“

PLATTEN-KRITIK 21
Whitebuzz · Planet Emily · Die Blumen · Tanner

GITARREN FÜR DIE GROSSEN 23
Duesenberg stellt Instrumente her, die Stars entzücken

LOVESTORY 26
Die Sprungseite im „Saitensprung“

ICH WILL MIT EUCH DEN FLÜGEL AUSEINANDERNEHMEN! 28
Die Pianistin Yu Kosuge führt Kinder an Musik heran

DAS ALTE LIED MIT DER „ALTEN LIEBE“ 31
Fussballhymne ist nicht gleich Fangesang

ALS AUTODIDAKT IN DIE „CHAMPIONS LEAGUE“ 33
Zu Besuch bei Hilko Schomerus

FAST EINE PUNKTLANDUNG 37
Hinter den Kulissen im Funkhaus Hannover

PLEITEN, PECH UND POWER-METAL 39
Insolvenz und Neubeginn von SPV

NEUE MÄNNER BRAUCHT DER CHOR 42

„MAN MUSS SCHON VERDAMMT GUT SEIN“ 45
Das Orchestermusik-Studium birgt ein berufliches Risiko

MIT NIVEAU UND SEHR VIEL SPASS 48
Das Junge Schostakowitsch-Ensemble

AUF DER DURCHREISE — FRANK TURNER 51

ROCK ’N’ ROLL FOREVER – IMMER DIENSTAGS

„Wenn du verschwitzte Körper und glückliche Gesichter sehen willst, dann geh dienstags ins Café Glocksee zum Ruby Tuesday.“ So oder zumindest so ähnlich klingt die Antwort, die Zugezogene auf die Frage bekommen, was das hannoversche Nachtleben denn unter der Woche zu bieten habe. Die seit 2003 stattfindende dienstägliche Konzertreihe ist eine Institution in Hannovers Musikszene geworden. Annick Manoukian und Marc Möllmann haben versucht, das Phänomen zu ergründen – und sich selbst vom Ruby-Tuesday-Fieber infizieren lassen.

ZU GAST BEIM „RUBY TUESDAY“ IM HANNOVERSCHEN SZENE-TREFFPUNKT CAFÉ GLOCKSEE

Der Weg zum Café Glocksee ist finster. Entlang einer unbeleuchteten Grünanlage am Ihme-Ufer führt er vorbei an alten Fabrikhallen in einen leicht ranzig riechenden, mit aufgerissenem Kopfstein gepflasterten Hinterhof. Aus dem Gebäudekomplex linkerhand dröhnt der dumpfe Sound der hier beherbergten Proberäume. Auf einem der zahlreichen Graffitis steht „Rock ’n’ Roll forever“ – befinden wir uns an einem Ort für die Ewigkeit? In der hintersten Ecke des in der winterlichen Dunkelheit trostlos wirkenden Innenhofs findet sich schließlich das Café Glocksee. Jeden Dienstag treffen sich hier Liebhaber von Rock- und Indieklängen, um den Ruby Tuesday zu feiern. Die Konzertreihe ist seit Jahren einer der Szenetipps in Hannover.

Das Prinzip der Veranstaltung ist denkbar einfach: Woche für Woche steht eine Band auf der Bühne des Cafés Glocksee, um die Zuschauer zu begeistern. Das Spektrum reicht von regionalen Künstlern bis hin zu Gruppen aus ganz Europa. Da der Eintritt frei ist, kommen immer zahlreiche Besucher. 200 seien es jede Woche, sagt Drecka, der eigentlich Matthias Kurek heißt und als Booker für das musikalische Programm des Ruby Tuesday zuständig ist. Wie jeden Dienstag werden sie sich auch heute in den kleinen Club zwängen, um ihnen bis dato zumeist unbekannten Bands zu lauschen. Viele von ihnen sind Stammpublikum und kommen regelmäßig – wenn auch mit persönlichen Präferenzen: „Man merkt schon, dass die Leute auch gezielt bestimmte Konzerte besuchen. Es kommen unterschiedliche Gäste, je nachdem ob hier ein Singer/Songwriter-Duo auftritt oder eine Rockband spielt“, erklärt Drecka. Während er das sagt, trinkt er mit Genugtuung einen Schluck Bier und lässt seinen Blick durch den Laden schweifen. Von der Decke hängen Deko-Elemente, hauptsächlich Kleinzeugs wie alte Autoteile, eine rostige Gießkanne oder eine Totenkopfkette. „Das Set ist immer noch so, wie es auch ursprünglich, als der Ruby Tuesday 2003 konzipiert wurde, gedacht war. Rote Tischdecken, rote Möbel, rotes Licht, so ein bisschen Loungeatmosphäre“, berichtet Drecka weiter. Im Moment, wir haben kurz nach 21 Uhr, wirkt es auch noch gemütlich und entspannt – von den angekündigten 200 Besuchern ist nicht viel zu sehen.

Backstage wartet währenddessen Norton, die Band des heutigen Abends, gespannt auf ihren Auftritt. Sie zeigen sich etwas nervös. In ihrer Heimat Portugal sowie im benachbarten Spanien sind sie bereits in Szenekreisen bekannt,

DER STAMMGAST-CHECK:

Uli, 20: „Ich komme gern zum Ruby Tuesday, weil es mich hier an meine Lieblings-Location in Berlin, das Kassiopeia, erinnert.“

Wunderheiler Dirk, 47: „Für mich ist das Besondere am Ruby Tuesday die kulturelle Begegnung unserer lieben Mitbürger, in einer zauberhaften Welt von Herzen gerührt, und der Ansporn, die Kultur zu halten und das gesprochene Wort sowie die Musik in Rhythmen zu genießen in der vollen Auflösung unserer selbst, um Seelen wieder frei dem Himmel zuzuführen.“

Michelle und Tessi, 21: „Wir kommen gerne zum Ruby Tuesday, weil wir das Sofa hinten in der Ecke lieben und zuhause keins haben.“

in Deutschland spielen sie heute aber zum ersten Mal. „Seit einem Jahr haben wir eine Bookingagentur in Deutschland, die hat uns die Auftritte hier organisiert“, meint Rodolfo Matos, der Schlagzeuger von Norton. Vom Ruby Tuesday hatten sie zuvor noch nie etwas gehört, und dass ihnen gleich 200 Leute vor der Bühne zuhören werden, wollen sie auch nicht so recht glauben. „Wenn tatsächlich so viele kommen, dann müsst ihr nach dem Gig nochmal mit uns anstoßen“, sagt Rodolfo Matos mit einem subtilen Grinsen.

Gegen 22 Uhr ist der Club dann tatsächlich gut gefüllt. Das Publikum ist sehr heterogen, vom musikinteressierten Erstsemester bis hin zum Liebhaber jenseits der Vierzig ist alles vertreten. Es scheint allerdings einen leichten Frauenüberschuss zu geben – ob das an den smarten Portugiesen liegt?

Die beginnen jedenfalls kurze Zeit später ihr Set und begeistern das Publikum mit sehr atmosphärischem Postrock, der stark an Tortoise und Mogwai erinnert. Stellenweise schimmert auch durch, dass die deutschen Indie-Pioniere The Notwist ihre großen Vorbilder sind. Der Club bewegt sich in Trance und schwingt bedächtig mit im Rhythmus der Soundwände, die von fünf Portugiesen aufgetürmt werden.

Gut 60 Minuten später, kurz nach Ende ihres Gigs, zeigt sich die Band im Backstageraum euphorisiert. Bassist Leonal Soares schwärmt: „Wahnsinn, dass so viele Leute da waren. Und es scheint ihnen ja wirklich gut gefallen zu haben, schließlich haben sie entschlossen eine Zugabe gefordert. Wir kommen gerne wieder, auch wenn es nur eine niedrige Gage gab.“

Mit dieser Reaktion kann Organisator Drecka zufrieden sein: „Wir können den Bands zwar nicht viel zahlen, dafür bekommen sie aber einen tollen Gig, eine kostenlose Übernachtungsmöglichkeit in unserer Künstlerwohnung und das beste Catering in Norddeutschland. Keiner gibt sich so viel Mühe beim Kochen wie wir! Auch deshalb ist der Ruby Tuesday bei Bands sehr beliebt.“ Für die nächsten fünf Monate ist der Ruby Tuesday bereits ausgebucht. Kein Wunder!

Der Blick ins Programmheft zeigt: Nächste Woche wird die Stoner-Rock-Band H.O.R.E. aus Hannover spielen. Wer weiß, vielleicht kommen wir da ja schon wieder. Beim Verlassen des Cafés Glocksee sticht erneut das Graffiti in der Nähe des Eingangs ins Auge: Rock ’n’ Roll forever? Ja was denn sonst!

Annick Manoukian/Marc Möllmann

250 JAHRE IN DEN CHARTS

Pünktlich zum Händeljahr 2009 hat Rolf Zielke den Komponisten Georg Friedrich Händel wieder zurück nach Hannover gebracht: Mit seinem Projekt „Händel Jazz“ überschreitet er Genregrenzen und vollführt einen Seitensprung im wahrsten Sinne des Wortes…

Er hüpft auf und ab und wirbelt die Beine in die Luft: mal nach links, mal nach rechts. Springt immer wieder auf. Nein. Dieser Mann ist kein Hochleistungssportler. Rolf Zielke tanzt mit dem Flügel zum Rhythmus seiner Musik. Er ist Musiker durch und durch. Ein Jazzpianist, der in seiner Musik aufgeht und mit seinem Ensemble unglaublich viel Spaß hat an seinem neuen Projekt: „Händel Jazz“.

Was Händel wohl zu diesem Projekt gesagt hätte? Vielleicht wäre er stolz darauf gewesen, dass es gut 250 Jahre nach seinem Tod immer noch Menschen gibt, die sich mit seiner Musik intensiv auseinandersetzen. Vielleicht hätte er sich auch darüber gefreut, ausgerechnet in Hannover gespielt zu werden. Wen freut es nicht, noch einmal an einen vertrauten Ort zurückzukehren. Denn nach seiner Zeit in Italien war Händel ungefähr zwei Jahre am Hofe in Hannover angestellt. Wer weiß, vielleicht war er selbst sogar einmal in der Nähe des Jazzclubs unterwegs?

Ein bunt gemischtes Publikum drängt sich in den kleinen, verschachtelten orangefarbenen Saal des Jazzclubs Hannover. Stammgäste, Studenten und vor allem Neugierige. Wer nicht mindestens eine Stunde früher gekommen ist, muss mit einem Platz an einem der Stehtische vorliebnehmen.

Mit viel guter Laune und Charme moderiert Rolf Zielke seine Händelinterpretationen an, fast immer mit einem Augenzwinkern. So seien die Handlungen von Händels Opern ja im Prinzip alle gleich: ähnlich wie bei Dallas oder Denver Clan. Auf Worte wie „Das war eine Arie“ folgt nicht selten Gelächter. Das soll eine Arie gewesen sein? Tatsächlich ist es bei den Werken so, dass Händel nur noch zitiert wird, aber ansonsten ein völlig neues Stück zu hören ist. Bei „Opernschlagern“ wie „Ombra mai fu“, „Lascia chio pianga“ oder dem „Halleluja“ aus Händels Oratorium fällt es natürlich nicht allzu schwer, die Melodiezitate im Soul- und Latingewand zu erkennen. Aufwendige Improvisationen verbinden die einzelnen Zitate miteinander, und Stephan Abel (Saxophon), Guilherme Castro (Bass), Rolo Rodriguez (Percussion) und Tobias Bachhaus (Drums) bekommen immer wieder die Möglichkeit, ihre Fähigkeiten unter Beweis zu stellen.

Das Publikum ist nach dem Konzert durchweg begeistert, und Rolf Zielke spielt mit seinen Kollegen natürlich gerne eine Zugabe. Händel sei schließlich 250 Jahre in den Charts gewesen, und er und seine Band sorgten dafür, dass dies auch weiterhin so bleibe.

Katharina Rupprich

Rolf Zielke wurde 1964 in Hameln geboren, begann mit sieben Jahren das Klavierspiel und studierte an der Musikhochschule in Hannover. Seit Mitte der achtziger Jahre ist Zielke mit eigenen Projekten und als Sideman renommierter Künstler in der internationalen Jazzszene präsent. Bis zum Jahr 2000 lebte er in dieser Stadt, von der er sagt, dass er die wirklich wichtigsten musikalischen Entwicklungen hier durchlebt habe. Elf Jahre lang hat er an der Hochschule für Musik- und Theater Hannover unterrichtet. Heute lebt Rolf Zielke in Berlin.

„MAN KANN ES ALS SEITENSPRUNG BEZEICHNEN“

Rolf Zielke will alle musikalischen Genres zusammenführen

INTERVIEW

Saitensprung: Wie bist du auf die Idee für das Projekt „Händel Jazz“ gekommen?

Zielke: Ich hatte mit sieben Jahren klassischen Klavierunterricht, und zwar bei einer älteren Dame, die ein Opernfan war. Bei ihr habe ich dann als kleiner Junge schon diese Melodien gehört, und das hat sich irgendwie in mein Gedächtnis eingegraben. Die Erfahrungen aus meiner Kindheit haben lange nachgewirkt. Schon einige Jahre vor dem Händeljahr habe ich mir gedacht, dass ich das musikalisch ausarbeiten müsste, und habe mit ein paar Arrangements angefangen. Und dann war es schon so, dass dieses Händeljahr den Ausschlag gegeben hat, mich jetzt richtig reinzuhängen.

Inwiefern kannst du dich auch mit Händel als Musiker identifizieren?

Ich kann mich mit Händel als freischaffendem Musiker identifizieren. Das muss man sich mal vorstellen zu einer Zeit, wo eigentlich alle Künstler, vor allen Dingen Musiker, entweder am Hofe angestellt waren oder eben an der Kirche. Händel war wohl so ziemlich der erste, der das richtig durchgezogen hat. Nur hier in Hannover war er bei Hofe angestellt. Ich denke, man kann sagen, dass Händel Hannover auch als Sprungbrett gesehen hat, um nach London zu kommen. Das war die Metropole. Das New York des 18. Jahrhunderts.

Wo wir gerade bei dem Thema sind: Hattest du nie Existenzängste als freischaffender Musiker?

Ich wusste ja immer, was ich machen will. Man weiß natürlich nicht, ob man viel, wenig oder kaum Geld verdienen wird. Als ich mich dazu entschieden habe, war ich Anfang zwanzig und in diesem Alter stellt man sich solche Fragen einfach nicht. Für mich war es immer das Wichtigste, den nächsten Schritt zu machen, und der sah dann eben so aus, dann kommt der nächste Schritt und so weiter...

Gibt es Menschen, die deinem Crossover-Projekt kritisch gegenüberstehen?

Insgesamt habe ich das Gefühl, dass eigentlich nur die zum Konzert kommen, die auch daran Interesse haben. Ich habe wirklich eine superpositive Resonanz vom Publikum bekommen. Es ist aber mit Sicherheit ein Projekt, das polarisiert.

Auf der klassischen Seite gibt es entweder die Leute, die nichts damit zu tun haben wollen, oder die, die neugierig sind. Beim Jazzpublikum gibt es einmal die Leute, die uns kennen und die irgendwie eine Idee davon haben, was wir wohl daraus machen, und dann gibt’s auch viele, die im Jazzbereich mit Opern gar nichts anfangen können.

Die Händelzitate sind manchmal wirklich sehr versteckt, und mit Sicherheit erkennt nicht jeder, dass gerade eine Arie aus der Oper „Rodelinda“ von euch gespielt wird. Das „Halleluja“ hingegen müsste eigentlich fast jeder erkennen. Ist das Erkennen überhaupt notwendig?

Die Arrangements haben eine Eigendynamik bekommen. Es sind zwar die Melodien von Händel 1 zu 1 übernommen, ich habe kaum einen Ton verändert. Um die Melodie herum ist aber alles komplett neu. Wie im Jazz eben üblich, gibt es dann große Teile, in denen Händel gar nicht zitiert wird. Das sind Improvisationen. Die Stücke sind jetzt gespickt mit südamerikanischen Grooves, mit Harmonien aus dem Contemporary Jazz... also ganz andere Stücke als die von Händel.

Kommen wir zur alles entscheidenden Frage: Wie stehst du zu Seitensprüngen?

Welche jetzt, die mit e oder die mit a ?

Das darfst du selbst entscheiden ...

Musik wird oft in Schubladen gepackt. Wenn der Jazzmusiker sich mit klassischen Themen auseinandersetzt, dann könnte man das als Seitensprung in musikalischem Sinne bezeichnen. Mich hat mal jemand gefragt: „Sie sind doch sicherlich über die Klassik zum Jazz gekommen?“ Und da fiel mit nur ein: „Nee, ich bin über die Musik zum Jazz gekommen.“ Ich sehe eigentlich die Musik als großes Ganzes. Natürlich haben sich Genres und Stile ausgebildet, die man auch pflegen sollte, auch so wie sie wirklich waren. Aber ich bin daran interessiert, alle Genres zusammenzuführen. Natürlich nicht immer alle auf einmal. Ich habe Spaß an so etwas. Man kann auch sagen, dass ich mich immer zwischen die Stühle setze. Aber natürlich, man kann es als Seitensprung bezeichnen.

Die Fragen stellte Katharina Rupprich

DIE NORDSTADT-BRAUT

Vinyl gilt eigentlich als veraltet, etwas angestaubt, nur für den Musiknerd oder den DJ mit Anspruch an besonderen Klang. Dennoch kann sich kaum jemand dem Zauber der Schallplatte entziehen, fast jeder hat eigene Erinnerungen an schöne Stunden mit Vinyl. Das merkt man schnell, wenn man kurz am Flohmarktstand von Renate Marek stehen bleibt. Jung und Alt fühlen sich angezogen von ihrer Idee, Popart auf alte Schallplatten zu bannen. Während die einen begeistert sind, schütteln andere jedoch den Kopf – die „Kunst auf Platte“ polarisiert am Künstlerufer des Leineflohmarkts. Genau diese Reaktionen will Marek, die ihre Werke unter dem Künstlernamen „Nordstadtbraut“ vertreibt, hervorrufen.

„Ich will Kunst für alle Liebhaber machen, deshalb können sich meine Käufer nicht nur das Motiv, sondern auch den Preis für die Platte aussuchen“, erklärt die Nordstadtbraut ihre Philosophie. Nebenbei hilft die 28-Jährige auch noch der Umwelt. Bei ihr landen viele alte Plattensammlungen, die sonst einfach in den Müll wandern würden. „Ich bekomme viele Schlagerplatten oder alte Scheiben, die nicht mehr verkauft werden können. Manchmal tut es mir für große Musiker leid, aber irgendwie trage ich ja auch dazu bei, ihr Werk zu erhalten“, schmunzelt Marek.

Die Idee für ihre Kunst ist der Nordstadtbraut auf einer Australienreise gekommen. Dort entdeckte sie die Streetart-Kunstwerke der Künstlerin „Syke“ in Sydney. Schon vorher hatte Marek in Holland und Südkorea verschiedene Stile von Streetart fotografiert. Wieder zuhause in Deutschland, fing sie sofort an Schablonen zu entwerfen und einfach mal ein paar Platten zu besprühen, eher aus Spaß. „Die Platten zu verkaufen war eigentlich gar nicht mein Ziel. Irgendwann hat mein Freund die Platten eingesteckt und mit zu einem Flohmarkt nach Hamburg genommen. Allein hätte ich die Initiative wahrscheinlich nie ergriffen“, erzählt die Nordstadtbraut von ihren Anfängen. Doch der Erfolg war riesengroß, nach wenigen Stunden waren alle Platten ausverkauft.

„Ich musste noch nicht einmal Werbung machen, es lief alles über Mund-zu-Mund- Propaganda, und inzwischen kann ich davon sogar leben. Für mich ist mit der Kunst ein Traum in Erfüllung gegangen“, strahlt die freie Künstlerin. Ihr Atelier hat sie in einem Kellerraum unter ihrer WG in der Nordstadt eingerichtet. Hier steht sie täglich rund acht Stunden und sprayt ihre Motive auf Vinyl. Die Umrisse der Bilder bereitet sie mit Photoshop vor und schneidet sie als Schablonen mit der Hand aus. Mit der Graffitispraydose werden die Motive dann auf das Vinyl gebannt. Die Platten verkauft sie jeden Samstag auf dem Leineflohmarkt und im Internet.

Inzwischen arbeitet sie aber auch für Auftragskunden, die zum Beispiel ihr Hochzeitsfoto oder ein Porträt ihres Kindes auf Vinyl haben wollen. Ihre Idee und ihre Kreativität haben sich sehr weit herumgesprochen – so hat Renate Marek zum Beispiel für eine Band aus Vietnam 200 Plattencover gestaltet. Inzwischen musste sie sogar Aufträge aus Zeitmangel ablehnen, gerade vor Weihnachten.

Vor einiger Zeit hat Marek zusammen mit Freunden eine Kneipe in der Nordstadt eröffnet, sie trägt den passenden Namen „Team Nordstadtbraut“. Der Teamgedanke wird auch künstlerisch weiterentwickelt, denn in der Kneipe stellen junge Künstler aus Hannover aus. Wer also dachte, Künstlerkneipen wären seit den 70er Jahren ausgestorben oder nach Berlin gezogen, sollte mal einen Blick in den gemütlichen Laden in der Hahnenstraße werfen.

Einen großen Traum hat die Nordstadtbraut noch: Einmal eine richtig große Ausstellung entwerfen und vielleicht ein Buch über ihre Kunst schreiben. Aber das ist natürlich alles noch Zukunftsmusik.

Birk Grüling

DIE KÜNSTLERIN RENATE MAREK SPRÜHT POP-MOTIVE AUF VINYL

UTA FRICKE

GRAND PRIX À LA HMTH

STUDIERENDE DER HOCHSCHULE FÜR MUSIK UND THEATER HANNOVER GESTALTEN ZUM ZWEITEN MAL DEN MUSIKWETTBEWERB „HÖREN!“

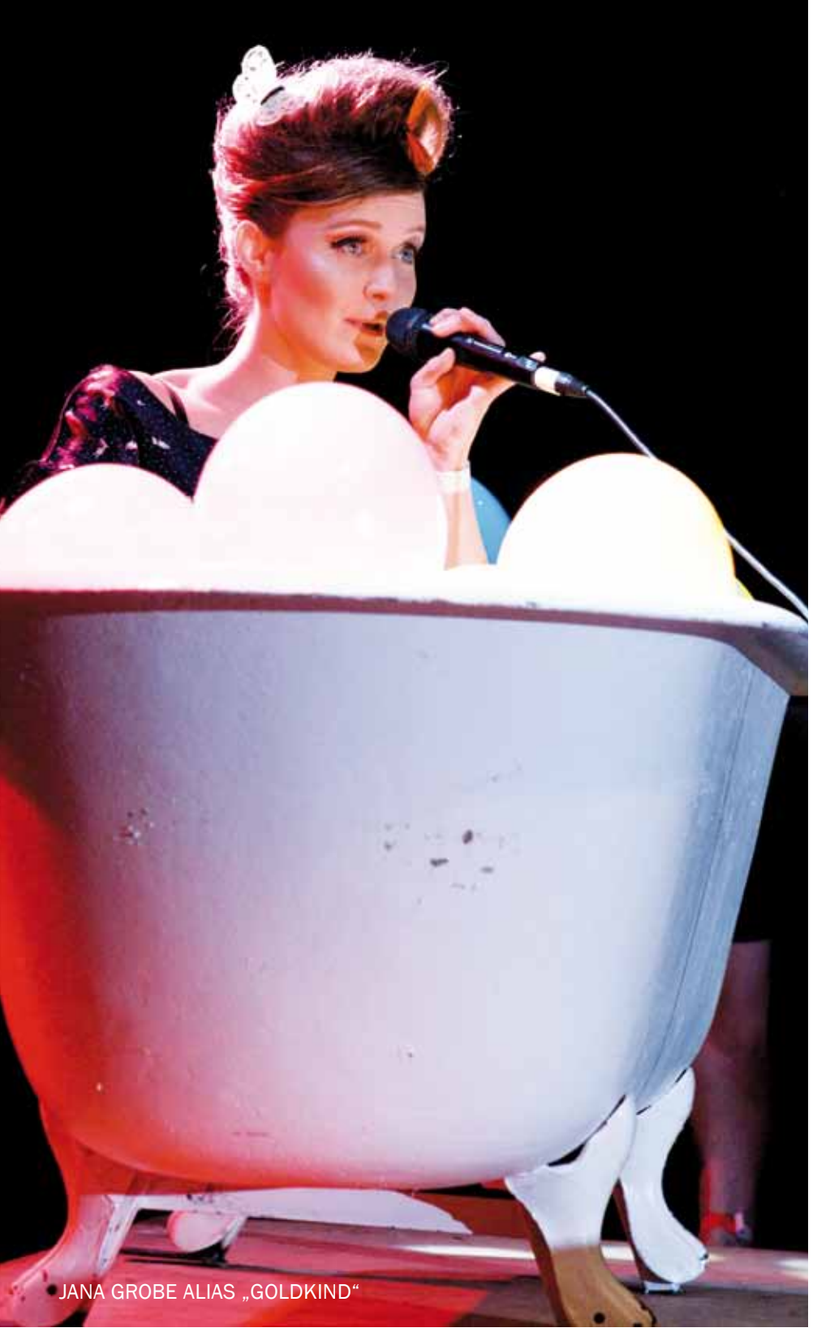
Ein Gegenpol zu den üblichen Plastik-Pop-Castings soll er sein, der Song-Contest „Hören!“ der Hochschule für Musik und Theater Hannover (HMTH). Nach dem Vorbild des Eurovision Song Contest gibt er den studentischen Bands die Möglichkeit, nicht nur ihre Bühnenpräsenz, sondern auch ihre Songwriting-Qualitäten unter Beweis zu stellen – denn bewertet wird am Ende die Komposition, nicht die Performance. Doch wie die zweite Auflage des Wettbewerbs, „Hören! 2010“, Ende Januar eindrucksvoll bewiesen hat, bleibt bei allem künstlerischen Ehrgeiz auch das Konzerterlebnis für die Zuschauer nicht auf der Strecke.

Eine Schlange von Gästen aller Altersgruppen durchzieht an diesem Januarabend das Foyer des Pavillons auf der Lister Meile. Wo sonst Weltmusik-Fans und Freunde innovativer Kleinkunst auf ihre Kosten kommen, gibt es heute Massengeschmack zu hören – diesen aber in allen Facetten und mit professionellem Hintergrund: Elf Bands der hannoverschen Hochschule für Musik und Theater, bestehend aus Studierenden des Popinstituts und des Studiengangs Jazz Rock Pop, treten bei „Hören! 2010“ mit ihren selbst geschriebenen Songs gegeneinander an. Dabei werden die unterschiedlichsten Stilrichtungen bedient: Von Elektro-Pop über Rock und Latin bis hin zu gefühlvollem Soul ist alles dabei. Ähnlich bunt gemischt präsentiert sich die Jury: Vertreter von Medien, Rundfunk und Fernsehen mit ganz unterschiedlichen Biografien sind angereist, um ihren Sieger zu küren. Aber auch das Publikum darf per Stimmzettel seinen Favoriten wählen.

Während sich die Menge im Vorraum bereits auf eine große Party einstimmt, treffen die Musiker hinter den Kulissen die letzten Vorbereitungen. Uta Fricke, Sängerin der Jazz-Band Uta’s Place, hat die Backstage-Küche ausgewählt, um sich in Ruhe einzusingen. Andere besorgen das Aufwärmen der Stimmbänder in geselliger Runde mit Gitarrenbegleitung und genehmigen sich dazu ein letztes Entspannungs-Bier. Trotz der allgegenwärtigen Nervosität – für viele wird dies der erste Auftritt vor mehr als 1.000 Leuten – überwiegt eine fröhliche, erwartungsvolle Stimmung. Auch wenn die Preise – eine CD-Produktion für die Publikumslieblinge und ein Festivalauftritt für den Jury-Favoriten – sicherlich für alle Teilnehmer gleichermaßen attraktiv sind, merkt man, dass es sich eher um einen Wettstreit unter Freunden als um einen erbitterten Konkurrenzkampf handelt.

Mindestens genauso aufgeregt wie die Musiker sind die Studierenden des Instituts für Journalistik und Kommunikationsforschung der HMTH, die sich im Rahmen eines Seminars als Event-Manager betätigt haben, um den Wettbewerb auszurichten. Wird sich der enorme Arbeitsaufwand der vergangenen vier Monate auszahlen? Wird man an den Erfolg von „Hören! 2009“ anknüpfen können?

Für Irving Wolther, den Initiator von „Hören!“ und Leiter des Vorbereitungsseminars, ist auch die zweite, deutlich aufwändigere Auflage des Wettbewerbs wieder „ein Pilotprojekt“. Nicht nur, dass diesmal der Pavillon statt des Musikzentrums als Veranstaltungsort gewählt wurde – neu ist auch die Kamerabegleitung durch die Multimedia Berufsbildende Schule. Das erfordert ein weit größeres Maß an Planung. „Die Erstveranstaltung 2009 war letztlich die eigentliche Generalprobe, weil wir vorher nicht die Gelegenheit hatten, alle Abläufe im Detail zu proben. Das ist im letzten Jahr wirklich erstaunlich pannenfrei über die Bühne gegangen, aber bei „Hören! 2010“ konnten wir darauf natürlich nicht noch einmal vertrauen.“



JANA GROBE ALIAS „GOLDKIND“

Auch in diesem Jahr scheint der Wettbewerb unter einem guten Stern zu stehen: Abgesehen von einigen kleineren Verzögerungen wird der Ablaufplan reibungslos umgesetzt. Ein Highlight ist sicherlich die extravagante Performance der Elektropop-Gruppe Goldkind: Sängerin Jana Grobe trägt die ersten Takte ihres Songs „Kammerflimmern“ in einer mit Luftballons gefüllten Badewanne vor. Aber auch der Auftritt von Victor Visotsky mit der Latin-Pop-Nummer „Party In The Night“ sorgt für Aufsehen – nicht nur durch seine stimmlichen Qualitäten, sondern auch durch die beiden Tänzerinnen, die er sich als Verstärkung auf die Bühne geholt hat.

Ruhiger geht es bei Tabea Elkarra zu, die ihren Song „Feel Like I‘m In Jail“ allein am Klavier vorträgt – ebenso wie bei Uta’s Place, die das romantische Liebeslied „Island“ mit einer stilechten Jazz-Band-Besetzung inklusive Kontrabass und Saxophon untermalen. Melodischen Rock ohne Schnörkel gibt es dagegen von Noisome Paste und Phildog.

Der hannoversche Hip-Hop-Künstler Spax führt als Moderator durch den Abend. Trotz eines grippalen Infekts steuert er kurz vor der Verkündung der Gewinner eine Rap-Einlage bei, um dem Publikum die Wartezeit zu verkürzen. Auch die anderen Elemente des Rahmenprogramms, unter anderem eine Rock ’n’ Roll-Tanzgruppe, halten das Publikum während der Wertungspause im Saal. Davor gibt es natürlich – wie bei jedem Musikwettbewerb – einen Schnelldurchlauf, der es sicherlich kaum leichter macht, aus den den vielen potenziellen Ohrwürmern einen Lieblingssong auszuwählen. Beim Auszählen der Stimmzettel kristallisiert sich aber dennoch schnell heraus, wer den größeren Teil der Zuhörer auf seiner Seite hat: Sustar um die charismatische Sängerin Susann Thimm, die bereits bei „Hören! 2009“ teilgenommen haben, gewinnen mit ihrem Song „Radio“ die CD-Produktion. Die Jury dagegen vergibt wie im Vorjahr die meisten Punkte an Valeria Piepenbrock, die in ihrer Ballade „Stay“ das Ende einer Beziehung verarbeitet hat.

Ein großer persönlicher Erfolg ist der Abend damit sicherlich für Sustar-Gitarrist Christopher Peyerl, der auch für Valeria in die Saiten gegriffen hat und damit gleich eine doppelte Siegerehrung erhält.

Sogenannte klassische Musik, die eigentliche Königsdisziplin der HMTH, gibt es von den regulären Wettbewerbsteilnehmern auch in diesem Jahr nicht zu hören. Irving Wolther möchte dies aber künftig ändern: „Mein Traum ist, dass auch klassische Interpreten eine solche Veranstaltung nutzen, um sich Zuhörerschichten zu erschließen, die ihnen in den vergangenen Jahren abhanden gekommen sind.“

Swantje Ludwig

UNVERWÜSTLICH

DIE SCHALLPLATTE KOMMT AUS HANNOVER – UND SIE KOMMT WIEDER!

Sie ist ein hartnäckiges Biest, ein zähes Luder voller Kratzspuren – und einfach nicht totzukriegen. Während ihre digitalen, silbernen Kollegen schon nach zwanzig, dreißig Jahren ihren geriatrischen Lebensabend fristen, dreht sie noch immer ihre Runden, 33 bis 78 pro Minute. Ihr Papa: ein waschechter Hannoveraner.

Eine Geschichte, für man weit ausholen muss, denn das war noch vor dem Krieg, noch vor dem Ersten Weltkrieg wohlgemerkt. Es ist das Jahr 1870, Emil Berliner ist 19 Jahre alt, und – wer kann es ihm verübeln – auf den drohenden Militärdienst könnte er gut verzichten. Drüben überm großen Teich wartet das große Abenteuer, denn dort ist das Elektrizitätsfieber ausgebrochen, während im heimischen Hannover gerade einmal die Übernahme des elterlichen Textilgeschäfts in Aussicht steht. Kein Wunder, dass der Teenager Fernweh bekommt.

Nach einiger Zeit in Washington kommt Emil Berliner schließlich in Philadelphia bei den Bell Laboratories unter, kurz nachdem deren Gründungsvater Graham Bell der Öffentlichkeit das Telefon vorgestellt hatte. Hier tüftelt Berliner an verschiedenen Systemen der Tonübertragung. 1883 macht er sich selbstständig, seinen Vornamen hat er zu diesem Zeitpunkt schon mit einem anglophonen „e“ verziert. Emile scheint ein eifriger Kerl zu sein, und er lässt sich von der Konkurrenz so schnell nicht entmutigen. Schon 1877 stellt Thomas Alva Edison seinen Phonographen vor, einen aus heutiger Sicht monströsen Apparat zur Klangwiedergabe, der allerdings einen großen Nachteil in sich birgt: Die Tonkonservierung auf Walzen ist ausgesprochen teuer und somit für den Massenmarkt untauglich.

Berliner hingegen verwendet für sein Grammophon einen scheibenförmigen, leicht reproduzierbaren Tonträger, anfangs aus Hartgummi, später aus Schellack. Die Schallplatte ist auf der Welt, die auf eine Art doch eine Scheibe ist, das hatte man ja früher schon geahnt. In Han-

nover errichten Emiles Brüder Jacob und Joseph nicht nur eine Telefonfabrik als Ableger der Bell-Gesellschaft, sondern auch ein Presswerk zur Verbreitung der Schallaufzeichnung.

In den USA kündigt sich ein Patentstreit um den Phonographen an. Letztlich unterliegt Berliner dem Industrieunternehmen Seaman's National Grammophone, das zuvor den Vertrieb des Phonographen übernahm. Entweder Berliner tritt den Markennamen Phonograph an den New Yorker Vertrieb ab, oder er produziert im Ausland. Also kehrt Berliner den Vereinigten Staaten den Rücken und emigriert nach Kanada. Aber eine berühmte Kleinigkeit gibt er nicht auf: das Markenlogo, den Foxterrier Nipper vor einem Grammophon. Soweit die Legende.

Und heute? Heute erlebt die Schallplatte ein kleines Comeback, obgleich sie nie wirklich weg war. Und derjenige, der auf das „schwarze Gold" setzte, ist immer gut gefahren. Seit Jahren schwächelt der CD-Verkauf, und das digitale Datenformat MP3 reduziert nicht nur den Speicherbedarf, sondern auch den Hörgenuss. Relevante Neuveröffentlichungen erscheinen fast wie selbstverständlich auch als Vinylausgabe. Das ist nicht nur etwas für übernächtigte DJs und verkopfte Hornbrillenträger; die Platte ist in Mode.

Und der einmal produzierte Plattenfundus scheint unerschöpflich. So dokumentiert der Second-Hand-Plattenladen „Rockers" in Hannover-Linden ganze Subkulturen vergangener Jahrzehnte. Punk, Metal, Reggae, New Wave und HipHop. Als Museum jedoch versteht Besitzer Christoph Stadtmüller seinen Laden nicht, als Liebhaberobjekt aber allemal. „25 Music" im Norden der Stadt versammelt Obskuritäten des konservierten Klanguniversums. Viele Platten sind für wenige Cent zu haben – eine echte Emile-Berliner-Pressung wird man hier aber sicher nicht finden.

Ohnehin erinnert in der niedersächsischen Landeshauptstadt nicht viel an Emile Berliner und seine Brüder. Eine Realschule trägt seinen Namen. Eine Straße ist nach dem Erfinder benannt, wohlgemerkt in ursprünglicher Schreibweise. In ihr sind die Emil-Berliner-Studios untergebracht, deren Belegschaft aber derzeit die Koffer packt – um nach Berlin zu ziehen.

Christoph Reimann

taktlos

UNTERIRDISCH

Dies ist die Geschichte eines wahren Helden aus Hannover. Eines Kämpfers aus dem Underground, der täglich versucht, den Menschen unserer Stadt mit Musik ein Lächeln auf die Lippen zu zaubern. Dies ist die Geschichte des einzigartigen DJ Gullyman.

Underground – dieser Begriff steht für Kultur abseits des Mainstreams. Viele Hannoveraner denken, ihr stadteigener kultureller Underground befände sich im Kellergeschoss des Vergnügungstempels am Raschplatz. Falsch! Genau auf der anderen Seite des Hauptbahnhofs, am Eingang zur Fußgängerzone, findet man Hannovers wahren Kultur-Untergrund: Die Musik aus dem Kanaldeckel. Mehrere Stunden täglich erklingt dort der Sound angesagter Musik aus einem Gulli. Verantwortlich für den Mix: DJ Gullyman. Redlich und unermüdlich bemüht er sich in den Katakomben unterhalb des Bahnhofsplatzes um eine abwechslungsreiche musikalische Beschallung. Zu Gesicht bekommen hat ihn bisher allerdings niemand. Böse Zungen behaupten, es gäbe ihn gar nicht und unterhalb des Gullideckels befände sich nur ein automatisierter CD-Player.

Die Wahrheit lautet allerdings wie folgt: DJ Gullyman ist der soundästhetische Schutzpatron der Stadt. Eine Art Quasimodo von Hannover. Entstellt und schüchtern lebt er da unten. Er will sich nicht der Öffentlichkeit zeigen – aus Angst vor dem Unmut und dem Unverständnis der Hannoveraner ob dieser kulturellen Innovation –, aber er liebt es dennoch, sie mit angesagter Musik zu versorgen.

Eigentlich wollte DJ Gullyman nach Berlin oder Hamburg gehen, doch dort waren die meisten Kanaldeckel schon belegt – von hippen Techno-DJs oder alten Beatles-Fans, die in den Katakomben unterhalb des ehemaligen Starclubs früheren Zeiten nachtrauern. So muss unser Held weiter sein Dasein in Hannovers Untergrund fristen.

Lieber DJ Gullyman, ich glaube fest an dich und an deinen Einfluss im Untergrund unserer Stadt. Deswegen erfreue uns bitte auch weiterhin mit Musik aus dem Gullideckel. Und wenn du es einrichten kannst, lasse doch bitte deine Beziehungen spielen und hole einige weitere öffentliche Veranstaltungen zu dir nach unten. Zum Beispiel die Bundesligapartien von Hannover 96 – die sind ja eh schon unterirdisch.

Marc Möllmann

DER EWIGE FÜNFTE

Eigentlich bietet Hannover die besten Voraussetzungen, zu den wirklich bedeutenden Konzertstandorten Deutschlands zu gehören: Landeshauptstadt von Niedersachsen, unzählige Clubs und Hallen, eine lebendige Musikszene…
Doch oft genug fehlt der Name der Stadt, wenn eine Band oder ein Solo-Künstler aus dem Rock/Pop-Bereich neue Tour-Termine bekanntgibt. Oder bildet sich unser Autor das nur ein?

Im Schatten der AWD-Arena, in der alle zwei Wochen Hannover 96 oftmals erfolglos um Punkte in der Fußball-Bundesliga kämpft, finden sich die Büroräume von Hannover Concerts. Seit mehr als 30 Jahren sorgen die Mitarbeiter um die beiden Geschäftsführer Wolfgang Besemer und Michael Lohmann dafür, dass in dem nur wenige Meter entfernten Rund zumindest ab und zu ein Volltreffer gelingt: Coldplay, Madonna oder die Rolling Stones – nur eine ganz kleine Auswahl derer, die ihr Können bereits unter freiem Himmel und vor Tausenden Zuschauern präsentieren konnten.

Doch trotz dieser durchaus imposanten Liste kann man sich nicht des Eindrucks erwehren, dass Hannover eher in der zweiten Liga spielt, wenn es darum geht, Weltstars in die Stadt zu holen. Und tatsächlich bestätigt auch Besemer diese Vermutung: „Es gibt die vier großen Konzertstandorte in Deutschland: Das ist Hamburg als Medienmetropole, Berlin als Hauptstadt, München, weil es im Süden ziemlich alleine dasteht, und Köln, weil in der Region einfach unglaublich viele Menschen leben."

Dies sei jedoch noch lange kein Grund, den Stellenwert Hannovers zu schmälern. Allein in diesem Jahr werden mit U2 und AC/DC zwei Bands in der Stadt gastieren, die zu den großen Musikern der Welt zählen. Das ist laut Besemer ohnehin ein Faktor, der oft übersehen wird: Es gibt eben kaum mehr als ein Dutzend Künstler, die in der Lage sind, Stadien zu füllen, ganz davon abgesehen, dass diese höchstens alle zwei bis drei Jahre überhaupt auf Tour kommen. Zudem müsse auch darauf geachtet werden, dass der hiesige Markt nicht überfrachtet wird. Für mehr als eine Handvoll Großveranstaltungen pro Jahr sei einfach kein Publikum vorhanden. Wer das ignoriert, muss mit finanziellen Verlusten rechnen – eine Erfahrung, die auch schon bei Hannover Concerts gemacht wurde.

Während Hannover also zumindest bei den ganz großen Namen durchaus mit den vier großen Konzertstädten mithalten kann, gestaltet sich die Situation in der Indie- und Alternative-Szene deutlich schwieriger. Trotz zahlreicher guter Auftrittsorte ist es teilweise fast unmöglich, aktuell angesagte Bands in die Stadt zu locken, wie HC-Pressesprecher Karsten Seifert bedauert. Schuld daran sei vor allem eine Stadt wie Hamburg, in der viele Labels und PR-Agenturen sitzen. Diese würden von Anfang an dafür sorgen, dass neue Künstler erst einmal direkt vor der eigenen Haustür spielen. „Das wird uns gar nicht erst angeboten", nickt Besemer. „Die Hamburger verstehen das dann wirklich fast schon als Demütigung, wenn sie nach Hannover kommen müssten, um eine ihrer neuen Bands live zu sehen."

Besemer findet einen Wettstreit mit Hamburg aber ohnehin unsinnig, denn „den kann man ja nur verlieren". Und solange es für den Standort Hannover weiterlaufe wie bisher, gebe es auch keinen Grund, neidisch auf den nördlichen Nachbarn zu sein. Nur auf einen, der schon beinahe der gesamten Republik mal einen Besuch abgestattet hat, wartet man bei Hannover Concerts bis heute vergebens: Bruce Springsteen. Aber das kann ja auch noch werden…

Matthias Holz

MORD IM HÖRSAAL

EIN INTERVIEW ZUM ROMANDEBUT „NACHLEBEN“ VON FREDUN KIANPOUR

In den Schlagzeilen des Feuilletons stand die Musikhochschule am Emmichplatz schon oft. Noch nie aber hat sie es geschafft, zum Schauplatz eines Romans zu werden. Jetzt ist es passiert.
Fredun Kianpour, 1973 geboren, wählte sie zum Handlungsort seines Erzähldebüts „Nachleben“.
Faszination für die klassische Musik bestimmt den Roman, eine Verbindung von Krimi und Geistergeschichte (siehe rechte Spalte).
Sei es in den mondänen Salons der 30er Jahre, sei es im Studentenmilieu des ausgehenden Jahrtausends – stets ist Musik das zentrale Motiv.
Kianpour studierte Klavier an der Musikhochschule Hannover, anschließend arbeitete er als freischaffender Pianist mit Auftritten in der Berliner Philharmonie, der Hamburger Musikhalle sowie auf diversen Bühnen im europäischen Ausland.
Von 2001 bis 2008 war Kianpour in der Strategieberatung tätig, parallel schrieb er „Nachleben“ und gründete den Ruge-Verlag. Heute lebt er in Frankfurt. Alexander Schories und Maria Mazo sprachen mit dem Autor und mit Jacob Beck, einem „real existierenden“ Protagonisten des Romans.
Beck studierte mit Kianpour in Hannover und lebt heute als Pianist in Kopenhagen.

Saitensprung: Herr Kianpour, Sie haben in den 90er Jahren an der Hochschule Klavier studiert. Wie sind Sie zu dem Entschluss gekommen, Autor zu werden und einen eigenen Verlag zu gründen?

Kianpour: Das waren zwei unterschiedliche Entschlüsse. Ich habe ohne großen Plan angefangen zu schreiben, immer weiter geschrieben, und irgendwann war es ein fertiges Buch. Aber ich hatte noch keinen konkreten Plan, wo und ob ich es verlege. Die Idee einen Verlag zu gründen, kam mir zum ersten Mal, als ich mit einem Literaturagenten zu tun hatte, dem ich mein Manuskript zu lesen gegeben hatte und der meinte, ich solle die Rückblicke weglassen. Das fand ich hinreichend absurd. Ich glaube, dass das ein Vorgeschmack von dem war, was die Verlage heute mit einem Erstlingsroman machen.

Gab es Prototypen für die Figur des Artur?

Kianpour: Ich habe natürlich viel von meiner eigenen Person in Artur verarbeitet, aber Artur hat interessanterweise viele Seiten, in denen er mir völlig unähnlich ist. Ich habe beim Schreiben bemerkt, dass in sehr vielen Figuren ein Aspekt von mir selbst steckt – auch in Frauenfiguren. Das hatte ich nicht erwartet.

Wussten Sie, Herr Beck, dass Sie in dem Roman vorkommen?

Beck: Fredun hat mich angerufen und gesagt, dass er an einem Roman schreibt. Er hat mir dann sehr schnell von der Hauptidee erzählt, also von Artur, der wieder aufersteht, und dass ich sozusagen der „Sidekick“ bin. Ich wusste, dass ich nicht die Hauptperson bin, aber eine tragende Nebenperson – wie im richtigen Leben (beide lachen).

Erkennen Sie sich in dieser Person wieder?

Beck: Ja! (lacht) Ich habe den Eindruck, ich und Antoinette sind moderne Commedia dell’Arte-Figuren. So bin ich sicher nicht, aber ich glaube, ich bin im Buch eine leicht karikierte Version von mir. Die Figur ist ein bisschen so, wie ich im öffentlichen Partyleben gern gesehen werde. Aber so toll und so elegant und so weltmännisch wie der Beck im Roman bin ich gar nicht. Ich wollte, ich wär’s.

In dem Roman wird das Studentenleben auf sehr exzessive Art geschildert. Es geht immer wieder um ausschweifende Partys. Wie haben Sie das Studentenleben damals wahrgenommen, und wie spiegelt sich das in dem Roman wider?

Beck: Ich fand die Musikhochschule sehr unsinnlich, und es war eine Art Kontramilieu, das wir im Frankonenhaus bildeten… Es gab am Emmichplatz so viele Menschen, die nur von Metronomzahlen reden konnten und nie feierten, aber wer feiern konnte, kam zu uns. Wie ich mich an Hannover erinnere, war auch das Nachtleben nicht so aufregend. Da haben wir dieses Milieu gebildet. Es war exzessiv. Also im Buch – ich weiß nicht ob es karikiert ist… Nein, es war schon ziemlich wild (lacht).

Kianpour: Eigentlich war das Frankonenhaus eine Insel in Hannover. Das Studentenleben in Hannover war nicht wild und exzessiv, aber die Leute, die einen Sinn für dieses exzessive Bohème-Leben haben, die suchen sich einen Ort dafür, und das war zu dieser Zeit das Frankonenhaus.

Beck: Ich war da so Anfang bis Mitte meiner Zwanziger, und das ist eine Zeit, wo man nach Identität sucht und ein bisschen Theater spielt. Ich glaube, wir haben versucht, extrem zu sein. Und dieses Frankonenmilieu hatte soviel Retro- und soviel Outsidertum an sich. Wir waren nicht besonders „mainstream“, oder?

Kianpour: Nein, gar nicht!

Das Buch vermittelt eine gewisse Magie des Ortes HMTH. Wie kommt es dazu?

Kianpour: Ich empfinde die HMTH eigentlich als einen der unmagischsten Orte, den man sich vorstellen kann. Ich konnte es nicht fassen, als ich diese Hochschule zum ersten Mal gesehen habe. Das Einzige, was vielleicht eine morbide Magie hat, ist dieser hardcore-hässliche Protestantismus, so dass man sagt: Das ist so grau und so betoniert und so lichtarm, es hat schon wieder etwas Düster-Interessantes. Das ist jetzt sehr hart, aber so habe ich das empfunden. Das passte gut zu einem Toten und einer etwas düsteren Atmosphäre. Und ansonsten fand ich auch einfach den Kontrast witzig: Dass einer, der in Berlin und Paris gelebt hat, gerade in Hannover aufersteht. (lacht)

Beck: Ich erinnere mich auch noch an meinen ersten Eindruck von der hannoverschen Musikhochschule. In Dänemark ist das Niveau an den Hochschulen längst nicht so hoch wie in Deutschland, und ich war von der hohen Disziplin beeindruckt. Aber es war so lieblos, so lustlos! Es war sehr exotisch für mich, weil das Musikstudentenleben in Dänemark viel bohèmehafter ist. Ich wusste, viele in meiner Klasse würden Karriere machen, aber sie sind blass, sie ziehen sich furchtbar an, sie üben immer und sind völlig unerotisch, das war so merkwürdig. Wie kann man sich mit Schumann beschäftigen, wenn man sich nicht auch mit seinen Zigarren, seinem Champagner, seiner Syphilis beschäftigt? Ich fand mich da nicht zurecht.

Würden Sie, Herr Kianpour, in der heutigen Situation wieder ein Klavierstudium aufnehmen?

Kianpour: Ja, klar. Auf jeden Fall. Es ist ganz toll! Ich glaube, wenn man in ein paar Fallen nicht reintappt, kann man wahnsinnig viel aus einem Klavierstudium mitnehmen.

Was wären die Fallen?

Kianpour: Die Fallen sind eine engstirnige Fokussierung auf die Hochschule, das Pianistenleben und alles, was da so dranhängt. Und nicht den Blick offen zu halten für die bunte Welt da draußen. Aber ich glaube, wenn man in diese Falle nicht tappt, dann ist es ein gutes Training

Im Mittelpunkt von „Nachleben“ steht Artur, ein polnisch-jüdischer Pianist, der fünfzig Jahre nach seinem Tod unvermittelt im Jahr 1999 erwacht. Ein Geschenk des Schicksals? Nicht ganz. Schon bald erkennt Artur, dass seine geheimnisvolle Auferstehung kein Zufall ist. Weitere Personen aus Arturs früherem Leben tauchen in der Gegenwart auf. Als rätselhafte Morde an der Musikhochschule Arturs neues Umfeld erschüttern, muss dieser erkennen, dass sein Vorleben nicht so abgeschlossen ist, wie er geglaubt hatte; die Jagd nach dem Mörder wird für Artur zur Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit.

in einer bestimmten Art von extremer Arbeitsweise. Man ist ja wahnsinnig viel allein, muss sehr gute Nerven haben, muss intrinsisch motiviert sein über lange Zeit. Ich habe danach in der Beratung mit sehr vielen Leuten zu tun gehabt, die aus anderen Ausbildungsgängen kamen, und ich hatte das Gefühl, die haben auch sehr interessante Sachen gesehen, aber sie haben weniger extreme Erfahrungen gemacht.

Die Situation von Künstlern wird in Ihrem Buch als existenziell geschildert. Ist Ihr Buch auch als Kritik des Konzertlebens zu verstehen?

Kianpour: Teilweise. Es gibt eine Extremposition in dem Buch, die Andrej vertritt. Der sagt – sehr verkürzt: Die Künstler heute leiden nicht, sie sind nicht bereit, für die Kunst Opfer zu bringen, sie nehmen die Kunst nicht ernst. Ich teile diese Position nicht hundertprozentig. Ich glaube, es gibt heute bedeutende Kunst, denke aber auch, dass man von einer Tendenz sprechen kann, dass Künstler heute weniger radikal und idealistisch sind, als sie es möglicherweise in der Jahrhundertmitte waren.

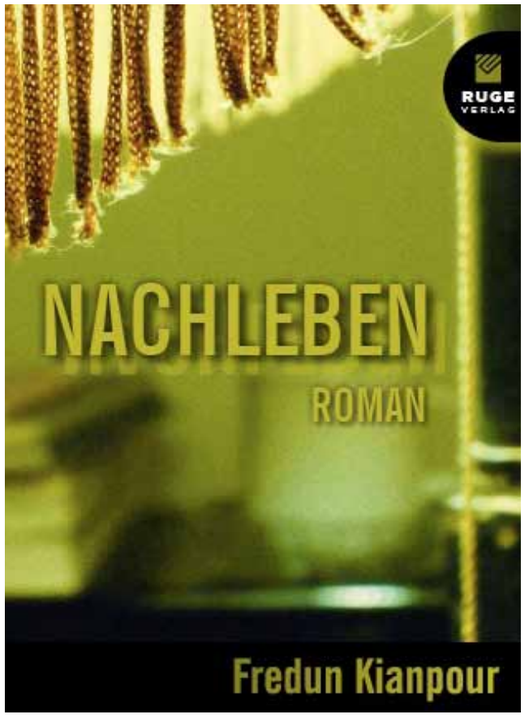
Fehlt heute der Idealismus?

Beck: Ich glaube, der idealistische Künstler, der – verzeihen Sie das Spinnerische – wirklich ein Herzklopfen für sein Klavierspielen hat, entwirft sich auch ein Musikerleben, in dem man tatsächlich Konzerte bekommt, weil man ans Publikum will, man gehört werden will. Und ich glaube, viele von meinen damaligen Kommilitonen hatten nicht den Herzensruf „Ich muss Schubert in die Welt bringen“, sondern dachten: „Ich muss diesen Wettbewerb gewinnen“.

Finden Sie nicht, dass Idealismus der Kunst gegenüber mehr zu bestimmten Kulturen gehört, zum Beispiel zur russischen Kultur?

Kianpour: Auf jeden Fall, zumindest in der heutigen Zeit. Ich glaube, dass das in anderen Epochen anders war. Ich finde es aber interessant: Früher dachte ich, dass Osteuropa sozusagen eine Insel ist, wo noch ein paar ernsthafte Spinner unterwegs sind. Das ist jetzt positiv gemeint. Aber dann habe ich Becks Künstlerkreis in Kopenhagen kennengelernt, und da gibt es jede Menge ernsthafte Spinner. Und dann habe ich eher andersherum angefangen zu denken: Deutschland ist vielleicht eher ein Land, das in dieser Hinsicht ein bisschen verarmt. Beck, dein Zirkel ist ja voll von Leuten, die am Rande des Nervenzusammenbruchs und am Rande von diversen ernsthaften Krisen ein extrem ernsthaftes Künstlerleben führen. Und das soll kein Plädoyer für Nervenzusammenbrüche sein, das sollte ich dazusagen. Das sind keine Leute, die den Nervenzusammenbruch zelebrieren, sondern es sind Leute, die wirklich in Kauf nehmen, dass sie im Leben ernsthafte Krisen durchlaufen, nur dafür, dass sie wirklich ihre künstlerische Integrität wahren können.

Die Fragen stellten Alexander Schories / Maria Mazo



Fredun Kianpour:
„Nachleben“.
Ruge Verlag,
301 Seiten, 7,95€
www.ruge-verlag.de

WHITEBUZZ – BOOK OF WHYTE

Im Schneckentempo kämpfen sich Whitebuzz durch ein Dickicht aus Doom-Metal-Riffs. Konventionelle Songstrukturen hat das junge Trio schon lange hinter sich gelassen. Refrain und Bridge scheinen hier bedeutungslos konstruierte Vokabeln zu sein, und selbst Gesang erscheint in diesem Wirrwarr überflüssig. Die Passagen, in denen sich ein beinahe apathischer Singsang durchkämpft, lassen sich an einer Hand abzählen. Keine Frage: Whitebuzz schweben in fremden Sphären. Aber wer sich auf diesen Trip einlassen kann, wird in einer düsteren Klangcollage versinken.

Label: MeteorCity / PlasticHead
Mehr davon:
http://www.myspace.com/whitebuzz

Dorian Gorr

DIE BLUMEN – RÖMISCH DREI

Der Legende nach haben sie sich auf einer Streuobstwiese in Amsterdam gegründet. Ja, die Blumen sind ein Haufen kleiner Scherzkekse. Nicht umsonst nennen sie ihren Stil „Indie-Comedy-Polka-Punk-Rock“. Eine Mischung verschiedenster Stile also, so bunt wie ein Strauß Tulpen. Genau hier liegt aber auch das Problem: Die mangelnde klangliche Homogenität, der stilistische Crossover, das ist streckenweise äußerst anstrengend für den Hörer. Außerdem zündet der Witz nicht immer so hervorragend wie in der punkigen Hommage an alle „Tiefbauarbeiter“. Aber Humor ist ja bekanntlich Geschmacksache.

Label: Fastball Music
Mehr davon:
www.die-blumen.com

Marc Möllmann

PLATTEN KRITIK

PLANET EMILY – 10.000 VOLT

„Im Raume deutschsprachigen Rocks dürfte es schwierig werden, Planet Emily das Wasser zu reichen.“ An Selbstvertrauen mangelt es der hannoverschen Band nicht, wenn man ihrem Pressetext Glauben schenken darf. Die Wahrheit ist jedoch: So viel Wasser, wie man ihnen reichen könnte – die vier jungen Musiker würden hoffnungslos in den Fluten untergehen. Teenietexte zu Mainstreamrock, das ist nicht wirklich neu! Die Songs sind zwar technisch einwandfrei gespielt und satt produziert, vom kreativen Standpunkt aus gesehen aber langweilig. „Ist es wirklich nur ein One-Night-Stand?“, fragt Sängerin Carolin Schmieding im gleichnamigen Song. Ich fürchte, es reicht nicht mal für einen Abend.

Label: Coconut Music
Mehr davon: www.planet-emily.de

Marc Möllmann

TANNER – SIE NENNEN ES TROMPOP

Man könnte meinen, sie wohnen im Reihenhaus. Tür an Tür mit Madsen und Astra Kid. Sind vielleicht Untermieter von Virginia Jetzt! und teilen sich das Schreibpapier mit Bosse. Nur, wenn in der ganzen Stadt die gleichen Häuser stehen, langweilt es irgendwann. Die fünf Jungs von TANNER (übrigens produziert von Wir-sind-Helden-Keyboarder Jean-Michel Tourette) tun was dagegen, schaffen mit Trompete, Posaune und Glockenspiel (!) den Unterschied. Man könnte es „Trom-Pop“ nennen – haben sie ja auch gemacht...

Label: Waldhorn
Mehr davon:
www.myspace.com/tanner

Claudia Hamburger

GITARREN FÜR DIE GROSSEN

Ein Hinterhof mitten in Hannover, eingezäunt vom biederen Charme der Südstadt. Was nur wenige wissen: Hier, zwischen Waschsalon und Bäcker, werden Gitarren gebaut. Gitarren für die ganz Großen. Bob Dylan, David Gilmour, die Rolling Stones – auf der ganzen Welt spielen sie und viele andere namhafte Musiker die Instrumente, die hier unter dem Label „Duesenberg“ entwickelt, designt und gefertigt werden. Klingt nach dem Traum eines jeden Gitarrenbauers, doch dahinter steckt der lange, nicht immer unbeschwerliche Weg einer kleinen hannoverschen Firma, deren Erfolgsgeschichte nicht ohne den Namen ihres Gründers und heutigen Gesellschafters erzählt werden kann.

Zigarette und Kaffee. Dieter Gölsdorf, Jahrgang 1952, bis auf die weißen Haare gänzlich in Schwarz, hat sich früh gegen das Leben als Musiker entschieden. Zu beschwerlich. Warum er dann überhaupt mit dem Gitarrespielen angefangen hat? Natürlich wegen der Frauen. Routiniert führt der Chef-Designer durch die Räume, die er ganz bewusst gegen die Bühne getauscht hat und in denen er arbeitet. Eine Mischung aus Atelier und Schreinerwerkstatt, eine Stimmung zwischen Museum und Forschungsabteilung. An den Wänden hängen unzählige Gitarren: alte und neue, teils vollständig, teils vollständig zerlegt, alle Farben und Formen sind hier vertreten. Eine Tischtennisplatte steht in der Mitte der Werkstatt. Sie ist übersät mit Gitarrenteilen, Werkzeug und Metallstücken, Sägespänen und Schräubchen. Es ist bemerkenswert still hier, denn Gölsdorf arbeitet zumeist allein. Heute bastelt er an einem neuen Prototyp. Das „Sorgenkind“ – trotz eines ganzen Monats Arbeit noch nicht fertig – ist unter all den Gegenständen kaum auszumachen. Für jeden neuen Versuch, wieder ein klitzekleines Detail etwas besser zu machen, müssen viele Schrauben gelöst und die Saiten runter- und wieder aufgezogen werden. Wie oft er das schon gemacht hat? „Viele tausend Mal.“ Das Leben als Gitarrendesigner hat eben auch seine Tücken, liest sich aber trotzdem spannend.

Alles beginnt in Hannover. Dieter Gölsdorf wächst in der Oststadt auf, wo seine Eltern eine kleine Möbelfabrik betreiben. In seiner Jugend wächst die Liebe zur Musik und ganz besonders zu den elektronischen Saiteninstrumenten. Schnell entsteht eine stattliche Sammlung. Doch während andere üben und an der Spieltechnik feilen, macht Gölsdorf die unausgereiften Instrumente für sein anfänglich schlechtes Spiel verantwortlich. Damit es besser wird, müssen also zuerst die Gitarren besser werden. Sie müssen von Grund auf erforscht werden. Gölsdorf zerlegt sie in ihre Einzelteile, untersucht jede Schraube, jedes Gewinde, jeden Draht und jede Mechanik, bis er auch die kleinsten Details durchschaut hat. Die Vision vom perfekten Instrument ist geboren, doch zunächst kommt alles anders.

Gölsdorf verlässt die niedersächsische Heimat, nicht etwa um Ingenieur, Handwerker oder gar Musiker zu werden, sondern um in Würzburg ein Jura-Studium zu beginnen. 14 Semester später: Es kommt wieder anders. Kurz vor dem Examen schmeißt er das Studium und gründet 1978, zurück in Hannover, die Firma „Rockinger Guitars“ und mit ihr den ersten Vertrieb für Elektrogitarren-Bausätze weltweit. Das Hobby wird zum Beruf, die perfekte Gitarre zur Berufung. Immer wieder entstehen andere Innovationen, Patente werden angemeldet, es wird geschraubt und gefeilt. Gölsdorf hat es immer noch auf die kleinsten technischen Details abgesehen, ist sich jedoch bis heute ziemlich sicher: Die Künstler

„DUESENBERG“ IN HANNOVER STELLT INSTRUMENTE HER, DIE SELBST STARS IN VERZÜCKUNG GERATEN LASSEN

DIETER GÖLSDORF

kaufen die Gitarren vor allem, weil sie gut aussehen, weniger wegen ihrer technischen Eigenschaften. So beginnt auch die Marke Duesenberg im Jahr 1986 ihre Karriere als begehrtes Design-Objekt in der Heavy-Metal-Szene. Während der umtriebige Entwickler auf der spanischen Insel Formentera Ferienkurse im Gitarrenbau leitet, gerät die Firma im heimischen Hannover ins Straucheln, steht kurz vor der Insolvenz. Gölsdorf trennt sich von seinen Anteilen und startet mit der neuen Firma „Göldo Music“ die eigentliche Erfolgsgeschichte der Duesenberg-Gitarren.

Das Sprungbrett ist Japan. Dort sieht eine wenig bekannte Sängerin eine „Duesenberg“ im Laden stehen, ist begeistert, kauft sie und wird, wie der Zufall es will, wenig später zur nationalen Berühmtheit.

Mit dem Erfolg von Shiina Ringo, so ihr Name, wachsen auch die Aufträge aus Fernost, und alles geht seinen Gang: Die Produktionszahlen steigen, im Jahr 2000 werden allein 850 Instrumente in das Land der aufgehenden Sonne ausgeliefert. Schnell werden die Gitarren aus Hannover weltweit zum Geheimtipp unter

Künstlern. So kommt es 2002 für Dieter Gölsdorf und sein Team zu einem vorläufigen Höhepunkt. Niemand Geringeres als Rolling-Stones-Gitarrist Ron Wood bekundet sein Interesse. Eine Signature-Gitarre wird eigens für ihn designt und geht in Serie. Ein Ritterschlag für den bekennenden Stones-Fan Gölsdorf und ein echtes Aushängeschild für seine Firma, die fortan immer mehr bekannte Künstler in ihre Kundenkartei aufnehmen kann. Für 2010 ist eine weitere Signature-Gitarre geplant. Diesmal für Bob Dylan, der die Duesenberg gern für sich allein hätte. Angeblich hat er seinen Bandmitgliedern verboten, ebenfalls auf einer so coolen Gitarre zu spielen, erzählt Gölsdorf. 25.000 Dollar soll sein stark limitiertes Modell kosten.

Heimat. All diese großen Namen und die weltweite Bekanntheit mögen nicht so recht passen zum beschaulichen Hannover. Und trotzdem sind Gölsdorf und seine Firma immer noch hier. Von der Musikszene in der niedersächsischen Landeshauptstadt bekommt der Designer allerdings wenig mit. Nach all den Jahren im Dunstkreis der Musiker hat er keine Lust mehr, mit den Gitarristen die immergleichen Gespräche zu führen, und auch die Scorpions konnte er nie wirklich leiden. Musik macht Gölsdorf trotzdem noch, jedoch überwiegend in seinem zweiten Wohnort Madrid, wo er die Hälfte seiner Zeit verbringt. Auch dort gibt es eine Werkstatt, der in Hannover nicht unähnlich. Tüfteln kann man eben überall. Und offenbar kann man auch als Tüftler das Leben eines Künstlers führen: Gölsdorf designt nicht nur Gitarren, sondern schreibt auch Bücher, betreibt einen eigenen Verlag namens „Panama Publications“ und fotografiert.

Dieter Gölsdorf wirkt zufrieden. Die Gitarren wurden und werden immer besser, die Liebe zur Musik ist dabei stets geblieben. Einen großen Wunsch hat er aber noch, ein Name fehlt noch in seiner langen Liste: Neil Young. Das wäre schön.

Joachim Haupt

DIE „SAITENSPRUNG“-LOVESTORY

Tim und Julia sind gerade für ihr Musikstudium nach Hannover gezogen. Noch kennen sie sich nicht gut aus in der Stadt, und der Winter war sehr hart. Viel haben sie geprobt und Zeit mit ihren Instrumenten verbracht. Aber nur Notenlesen macht auf Dauer nicht glücklich.

1 Es sollte eigentlich einer dieser alten und grauen Tage in der Musikhochschule werden… Bis da plötzlich…

In der Hochschule stellt sich heraus, dass nur noch ein Proberaum frei ist, also müssen Tim und Julia zusammen üben. 2

3

4 Kurz hinter dem Bahnhof bleiben die beiden am Musikgulli stehen.

5 Julia kommt eine Idee. Zusammen mit Tim läuft sie zu einer Plakatsäule mit Konzertankündigungen.

6 Zusammen eilen die beiden zur Konzertkasse.

Glücklich halten die beiden ihre Karten in den Händen. 7

8

9 Zusammen hören sie die Lieblingsplatte von Julia. Tim nimmt seinen ganzen Mut zusammen und gibt ihr einen Kuss auf die Wange.

10

Mit einer neuen Platte und zwei Konzertkarten in der Tasche geht’s weiter ins Café.

Unter der Frühlingssonne und mit einem Kaffee in der Hand geben sich die beiden den ersten Kuss. Ab sofort müssen sie nicht mehr alleine Musik machen.

Die intimen Szenen auf Foto 11-17 wurden leider vom Fotografen an die „Bravo“ verkauft…

Idee, Text und Fotos:
Birk Grüling

„ICH WILL MIT EUCH DEN FLÜGEL AUSEINANDERNEHMEN!“

DIE PIANISTIN YU KOSUGE FÜHRT GEMEINSAM MIT DEM PROJEKT „RHAPSODY IN SCHOOL“ SCHÜLER AUF ANDERE ART AN MUSIK HERAN

Gespannte Stille im Musiksaal. 25 Augenpaare sind auf den schwarzen Flügel in der Mitte des Raumes gerichtet, an dem eine zierliche Japanerin sitzt, die Hände auf die Knie gestützt. Seit vielen Wochen freuen sich die Schülerinnen und Schüler der Klasse 5a des Werner-von-Siemens- Gymnasiums in Bad Harzburg auf den Besuch der jungen Pianistin Yu Kosuge. Nun sind sie gespannt, wie es sich anhört, wenn ein echter Star der klassischen Szene in die Tasten greift. Doch zunächst widmet sich der Star einmal der Technik. „Ich will mit euch den Flügel auseinandernehmen“, erklärt Yu Kosuge den Schülern. „Dann könnt ihr mal schauen, wie es da drinnen aussieht und wie eigentlich ein Ton zustande kommt.“ Die Kinder sind erstaunt, müssen sie doch normalerweise einen großen Bogen um das wertvolle, imposante Instrument machen. Nur zögernd stehen einige auf und schauen der Musikerin mit sicherem Abstand über die Schulter. Diese baut ohne falsche Vorsicht zunächst den Deckel des Instruments ab und wendet sich an eine Gruppe Jungs, die staunend hinter ihr stehen: „Ihr könntet mir ja mal schleppen helfen.“ Eifrig packen die Kinder mit an. Yu Kosuge zeigt der Klasse die Hämmer und Schlägel und erklärt die Funktion der Pedale.

MUSIKVERMITTLUNG BEDEUTET NÄHE SCHAFFEN

Yu Kosuge gelingt in den ersten Minuten ihres Schulbesuches, was viele Musikvermittlungsprogramme erreichen wollen: Sie bezieht die Kinder in den musikalischen Schaffensprozess ein und führt sie spielerisch an ihr Instrument heran. Der Besuch wurde von „Rhapsody in School“ organisiert, einem Programm, das 2005 von dem Musiker Lars Vogt ins Leben gerufen wurde. Vogt, Absolvent der hannoverschen Musikhochschule, erkannte vor vielen anderen in dieser Branche, „dass in den Schulen der emotionale Erstkontakt mit Musik hergestellt werden muss, da dies von Familien und der Praxis der Hausmusik immer weniger erwartet werden kann“. Er und seine Musiker-Kollegen wollen deshalb bundesweit an Schulen und Kindergärten gehen, um zu zeigen, was „klassische“ Musik alles zu bieten hat, und um die Kinder und Jugendlichen zu motivieren, ein Instrument zu erlernen oder einfach mal ein Konzert zu besuchen.

KEINE VORGABEN, KEIN STANDARDPROGRAMM

Freude an dieser Musik kann nur entstehen, wenn man aktiv an sie herangeführt wird. Seit der Gründung des Projekts sind namhafte Künstlerinnen und Künstler wie Daniel Hope (Geige), Daniel Müller-Schott (Cello), Julia Fischer (Geige), Sabine Meyer (Klarinette) und viele andere hinzugekommen und besuchen regelmäßig Schulklassen, um von ihrem Leben als Musiker/in, ihrem Instrument und anderen Interessen zu sprechen. Jede Künstlerin und jeder Künstler wird von „Rhapsody“-Mitarbeitern beim jeweiligen Schulbesuch betreut. Wie die Interpreten dann mit den Kindern ins Gespräch kommen, liegt in ihrer Hand – es gibt keine Vorgaben, kein standardisiertes Programm. Und so kommt es eben auch einmal vor, dass ein Flügel auseinandergebaut wird.

„Vielleicht wollt ihr ja wissen, warum ich angefangen habe, Klavier zu spielen. Ich war zwei Jahre alt und hörte so gerne Schallplatten. Wisst ihr noch, was das ist?“ So beginnt die etwas schüchtern wirkende Yu Kosuge über ihre Kindheit zu sprechen. Sie war beeindruckt vom

Orchester, wäre am liebsten Dirigentin geworden, merkte dann aber, dass man auf dem Klavier jedes Instrument imitieren kann, und fing an zu spielen. Mit Mozarts „Rondo alla turca“ demonstriert sie den Schülerinnen und Schülern sogleich, wie sich das anhört. Im Alter von zehn Jahren kam die kleine Yu nach Hannover. Ihre Mitschüler mieden sie anfangs, denn sie konnte kein Deutsch und fühlte sich fremd in diesem Land. Doch über das Klavierspiel konnte sie Gefühle zeigen, und die Mitschüler fanden einen Weg, sich Yu anzunähern. Noch heute geht es der Musikerin so: „Mit der Musik kann ich mich viel besser ausdrücken als mit Worten. Es ist schön zu merken, dass die Menschen mich dann verstehen.“

Eine Schülerin möchte wissen, wie man Pianistin wird. Anstatt spröde den Ausbildungsweg zu erläutern, setzt Yu Kosuge ganz anders an: „Klavierspielen ist etwas, das man lernen muss. Ja, die Technik muss man lernen, aber alles andere hat gar nichts mit dem Instrument an sich zu tun. Es geht darum, ob man mal traurig oder verliebt ist. Diese Emotionen muss man kennen, um Stücke verstehen und vermitteln zu können. So wird man langsam zu einer Pianistin.“ Wenngleich der Ausdruck von Gefühlen nicht die einzige Art des Umgangs mit Musik ist, scheint dies für Yu Kosuge am wichtigsten zu sein. Gleich will sie den Kindern zeigen, dass sie Musik gut verstehen können. Sie spielt kleine Stücke an, und die Schüler sollen ihre Emotionen erraten. „Traurig, müde, emotional“, wird nach dem ersten Stück in den Raum gerufen. „Lustig, fröhlich, frech“, nach dem zweiten. Auch etwas Romantisches erklingt. Die Faszination, die von der jungen Pianistin ausgeht, steigt von Minute zu Minute, und Laura, die auch Klavier spielt, nimmt sich schon jetzt vor, ein wenig mehr zu üben. Ganz wichtig ist Yu Kosuge aber vor allem eines: Es gibt kein Richtig oder Falsch in der Musik. Jeder empfindet die Sprache Musik anders, und das ist auch gut so.

Nun spielt Yu Kosuge ein paar Stücke, damit die Schüler noch mehr Kontraste kennenlernen. Die Sonate 17 d-Moll

op. 31/2 von Beethoven beispielsweise, in der ein Sturm aufzieht und die Ruhe davor musikalisch ausgemalt wird. Ohne Aufforderung erzählen die Schüler von ihren Empfindungen bei diesem Stück. Und stellen gleich noch ein paar Fragen. „Spielst du lieber für dich alleine oder auf der Bühne?“ oder „Wie lange dauert es, bis Sie ein Stück können?“ Eindeutige Antworten hierauf gibt es nicht. Mal spielt die junge Künstlerin gerne für sich, um ihre Emotionen zu leben, oder eben für das Publikum, um sich mitzuteilen. Sie kann ein Stück innerhalb von ein paar Tagen technisch perfekt spielen, doch bis man es wirklich verstanden hat, können Jahre vergehen. Schnell wird klar: Das Klavierspiel ist eine komplexe Sache. Doch das überfordert die Kinder nicht – eher weckt es ihren Ehrgeiz und vor allem ihre Neugier.

JAPANISCHE MUSIK AUF DEM KLAVIER

Am liebsten mag Yu Kosuge die deutschen Komponisten wie Schubert und Mozart. Beethoven wird sie am Abend in Bad Harzburg bei den Harzburger Musiktagen spielen. Mit der NDR-Radiophilharmonie aus Hannover. Allerdings interpretiert sie auch gerne japanische Musik. Der Komponist Akira Nishimura (geb. 1953) hat ihr sogar schon ein Werk gewidmet. Auch hiervon präsentiert sie der 5a eine Hörprobe, was einem Mädchen ganz besonders gut gefällt. Es klingt ganz anders als westliche Musik, aber das macht gerade den Reiz aus, der auch Yu Kosuge immer wieder packt. Oft spielt sie auch Tango und Jazz, hört Popsongs im Radio und tanzt zu Hip-Hop. Zum Abschluss spielt sie noch Chopins Revolutionsetüde, und die jungen Zuhörer sind vollends beeindruckt. So viel Virtuosität und Spannung werden dazu führen, dass die Musik und die damit verbundenen Emotionen nicht so schnell aus den Herzen der Kinder schwinden werden. Tosender Applaus erklingt, und mit einer leichten Verbeugung beendet die Pianistin die Schulstunde. Nein, halt – eine Frage interessiert zwei Mädchen aus der ersten Reihe noch brennend: „Was ist dein Lieblingstier?“ Da muss Yu Kosuge lachen.

Nun versammeln sich alle noch einmal für ein Gruppenfoto um den Flügel. Ein Geschenk, das die Klasse eigens als Erinnerung gekauft hat, wird überreicht, und Yu Kosuge hat schöne Autogrammkarten mitgebracht, die sie nun signiert. Einige Kinder werden am Abend das Konzert besuchen und mit einigem Stolz berichten können, dass sie das Lieblingstier der Solistin kennen. Den Pandabären.

Antonia Klöpf

DAS ALTE LIED MIT DER „ALTEN LIEBE“

FUSSBALLHYMNE IST NICHT GLEICH FANGESANG

Ob Hannover 96, Borussia Dortmund oder der Hamburger SV: Fast jeder deutsche Fußballverein hat eine offizielle Vereinshymne, die im Rahmenprogramm der Spiele gesungen, auf CDs gepresst und verkauft wird. Doch während die Mannschaften auf dem Feld gegeneinander antreten, werden in den Fankurven meist ganz andere Lieder gesungen. Wie kommt es, dass sich so genannte Fußballhymnen nicht als Fangesänge durchsetzen?

„96 – Alte Liebe“ heißt sie, die offizielle Vereinshymne von Hannover 96. Komponiert von Martin Hylla und Kai Hoffmann, erklingt sie bereits seit elf Jahren vor und nach den Spielen der „Roten“ und erfreut sich auf diversen Volksfesten in und um Hannover als Stimmungslied einer gewissen Beliebtheit. Auch bei der Trauerfeier für Torwart Robert Enke am 15. November 2009 wurde die Hymne vorgetragen – die Schülerin Alina Schmidt rührte viele der 35.000 Anwesenden damit zu Tränen.

Dass eine offizielle Vereinshymne von Fußballfans so angenommen wird, ist eher selten. Klickt man sich durch die Fan-Foren von Hannover 96, stellt man auch bald fest, dass die „Alte Liebe“ nicht von allen geteilt wird: Da wird die Hymne von jeher für „gruselig“ befunden, man stuft sie als „nicht emotional genug“ ein, man thematisiert die schlechte Singbarkeit und stürzt sich in angeregte Diskussionen darüber, welcher Pop-, Rock- oder Hip-Hop-Song besser geeignet sein könnte. Von Scooter über Metallica bis hin zu

„96 - ALTE LIEBE“

Niemals allein,
wir gehen Hand in Hand,
zusammen sind wir groß
und stark wie eine Wand.
Wir danken dir,
du hast uns viel gegeben,
du bist der Mittelpunkt
in unserem Leben.

Refrain:
96 – alte Liebe,
rot steht dir sehr viel besser
als gelb-blau;
lass die andern alle reden
von Bayern oder Bremen,
wir sind immer bei dir, 96, HSV!

Schon lange Zeit bist du uns
so vertraut,
mit dir haben wir nie nur auf
Sand gebaut.
Wir sind dabei, egal,
ob’s regnet oder schneit,
nicht nur an guten Tagen,
wenn die Sonne scheint.

Refrain

Manchmal geht es nicht so
wie man will,
aber unsere Liebe steht
deswegen noch nicht still.
Tränen können fließen,
doch in der größten Not
rudern wir gemeinsam im
roten Fußballboot.

Refrain

Fettes Brot ist alles dabei. Einige User sprechen sich sogar dafür aus, „junge Musiker dazu zu animieren, eine neue Hymne für den Verein zu schreiben“. Dass solche Versuche selten von dauerhaftem Erfolg gekrönt sind, haben Ex-Fury-in-the-Slaughterhouse-Drummer Rainer Schumann und der britische Sänger Phil Barnes bereits 2007 mit ihrer Komposition „Shalala“ demonstriert. Bei seiner Veröffentlichung wurde der Song zunächst recht gut angenommen; die „Alte Liebe“ konnte er jedoch nicht ersetzen. In der Tat scheinen die meisten „Fußball-Songs“ nur eine recht kurze Reifephase zu haben, in der sie tatsächlich in den Stadien zu hören sind, bevor sie dann zu einem sang- und klanglosen Dasein auf kommerziellen Vereinssamplern verdammt werden. Laut Reinhard Kopiez, Professor für Musikpsychologie an der Hochschule für Musik und Theater Hannover und Spezialist für Fangesänge, singen Fußballfans unter anderem deshalb, weil sie Einfluss auf das Spielgeschehen nehmen wollen. Die eigene Mannschaft soll angefeuert und unterstützt, der Gegner geschmäht und verspottet werden. Die meisten durchkomponierten Fußballhymnen seien jedoch viel zu textlastig, um sie spontan im Stadion anstimmen zu können: „In der Regel widerspricht das dem Grundgedanken des Fan-Gesangs, den man nämlich nach einmaligem Singen auswendig nachsingen können sollte. Das ist so ein K.O.-Kriterium für geeignete Fangesänge.“ Kopiez bezweifelt auch, ob man die offiziellen Vereinshymnen überhaupt in diese Kategorie einordnen sollte, „denn sie gehören ja eigentlich zum so genannten verordneten Lied, das die Fans nicht selbst hervorgebracht haben“.

Der Wunsch, Einfluss auf die Musik im Stadion zu nehmen, spiegelt sich auch in den Fan-Foren wider: Die User schlagen beispielsweise vor, bekannte Pop-Songs wie „Alles neu“ von Peter Fox mit neuen, thematisch passenden Texten zu versehen und damit die bisherigen Hymnen und Torgesänge zu ersetzen. Dass die Fans also selbst nach geeignetem musikalischem Material suchen, ist für Kopiez ein Hinweis darauf, dass das Konzept „Songwriting“ für Fangesänge nicht funktionieren kann: „Der größte Teil der Lieder wird ja gar nicht erfunden, die Lieder werden gefunden. Das bedeutet, man benutzt Melodien, die schon existieren, und baut darauf einen neuen Text, der möglichst kurz, prägnant und vielleicht auch noch witzig ist.“

Auch wenn die Melodie bereits bekannt ist, handelt es sich nach der Definition der Fußballfans um ein „neues Lied“, sobald der Text neu ist. Dieses Prinzip gab es laut Kopiez bereits im Mittelalter: „Eigentlich knüpfen die Fans damit auch an eine lange Tradition an, so wie es die Minnesänger getan haben. Man nimmt Dinge, die schon da sind. Das hat ja den Vorteil, dass die Menschen diese Melodien schon kennen und auch mit- und nachsingen können.“

Als „mündliche Kultur“, in der nichts schriftlich festgehalten wird, können die Lieder nur durch Wiederholung bewahrt werden. Das macht die Gesänge natürlich konservativ: Viele, die man heute noch bundesweit in den Stadien hört, gab es bereits in den Siebzigern. Bis eine neue Melodie ins Repertoire aufgenommen wird, kann es oft Jahre dauern. Als Beispiel wäre hier „Seven Nation Army“ von den White Stripes zu nennen. Veröffentlicht wurde der Song bereits 2003; sein einprägsames Gitarrenriff hielt aber erst 2006 während der Fußball-WM als textloser Gesang Einzug in die Fankurven.

Da sich solche Entwicklungen allem Anschein nach nicht planen lassen und der offizielle Teil von der Vereinsleitung vorgegeben wird, ist es fragwürdig, wie viel die 96-Fans mit ihren Online-Debatten erreichen werden. Doch es gibt ja auch immer noch genug von ihnen, die die „Alte Liebe“ bei jedem Spiel aufs Neue aus vollem Herzen mitsingen.

Swantje Ludwig

ZU BESUCH BEI DEM PERCUSSIONISTEN HILKO SCHOMERUS

ALS AUTODIDAKT IN DIE „CHAMPIONS LEAGUE“

Spuren im Schnee führen zu einer alten Eisfabrik. Das mittlerweile von diversen Künstlern genutzte Gelände in der Südstadt von Hannover ist auch das Domizil von Hilko Schomerus, der es vom Autodidakten zum Dozenten an verschiedenen Musikhochschulen gebracht hat. Wenn man versuchen würde, seine Geschichte auf den Profifußball zu übertragen, so müsste man sich einen Nationalspieler vorstellen, der zuvor nie einen Trainer, geschweige denn einen Verein hatte. Das Schlüsselerlebnis für Schomerus war sein Musikunterricht in der Schule, wo er der Einzige war, der den „Bolero“ von Ravel richtig klopfen konnte. Ein halbes Jahr besuchte er nach dem Abitur die Percussionschule von Freddy Santiago in Hannover – doch zum Musikstudium kam es nie.

Saitensprung: Bei wie vielen Aufnahmeprüfungen warst du?

Schomerus: Bei einer. Ich saß nur da, während die anderen um mich herum geschrieben haben. Ich wollte noch Vibraphon vorspielen, und da konnte ich nur zwei leichte Einsteigerstücke in „Slow Motion“. Dann aber hörte ich draußen durch die Tür, wie jemand mit vier Schlägeln in „High Motion“ spielte, und da dachte ich mir, da gehe ich lieber nach Hause. Das war die Aufnahmeprüfung. Seitdem wurschtel ich mich so durch.

Was haben deine Eltern dazu gesagt?

Denen habe ich erzählt, dass es super gelaufen ist (lacht) und dass ich nächstes Jahr unbedingt wieder kommen soll.

Was bedeutet für dich „Üben“?

Ich glaube, es gibt zwei Arten: ein konzentriertes Üben und ein Üben „nebenbei“. Ich habe ganz viel nebenbei geübt, weil mir keiner gesagt hat, wie man richtig übt. Ich habe immer CDs aufgelegt und angefangen, dazu zu spielen. Zunächst nur mit Congas. Dann habe ich immer mehr Percussion-Instrumente hinzugenommen, und irgendwann habe ich mich auch mal ans Schlagzeug gesetzt und einfach drauflos gespielt, bis es gepasst hat. Erst später habe ich angefangen, auf meine Technik zu achten: wie man ausholt, wie man kraftsparend und energiesparend übt. Man kann, glaube ich, ganz gezielt üben, wenn man sich mit Büchern und Lehrern auseinandersetzt. Ich glaube aber auch, dass das Üben für sich allein genauso wichtig, wenn nicht sogar noch wichtiger ist! Wenn es einem gelingt, beim Üben auf eigene Ideen und Variationen zu kommen, dann ist man ganz weit vorn. Wenn man achtsam beim Üben ist, dann kann man auf fast alles selber kommen. Es ist nur die Frage, ob man dahin schnell genug kommt.

Hast du im Nachhinein in deiner Anfangszeit einen Lehrer vermisst?

Nein. Ich war ja gerade aus der Schule raus, und wenn man ein sehr fauler Schüler war, dann ist man erst einmal froh, keinen Lehrer mehr zu sehen (lacht). Manchmal würde es mich freuen, einen Lehrer zu haben – jemanden, der mir nicht technisch etwas beibringt, sondern der mich metaphorisch weiterbildet. Er soll mir z.B. sagen: Wenn du diesen Song spielst, denk nicht an die Wiese, sondern an die Kühe darauf, und ich denke dann: Mann, was für eine geile Idee. Ich habe immer nur an die Wiese gedacht, aber man muss bei dieser Nummer an die Kühe denken.

Du hast angefangen mit Latin-Percussion, später aber auch das Drumset für dich entdeckt – eher ein Zufall oder eine bewusste Entscheidung?

Ich fand Schlagzeugspielen blöd, weil man so abgeschirmt ist! Bei den Percussion hast du das Instrument direkt vor dir oder sitzt drüber, und beim Schlagzeug hast du eine Burg vor dir und die Band ist irgendwo dahinter. Ich hatte das Gefühl, dass die Musik nicht nahe genug an mich rankommt beim Spielen und ich vom Rest der Band nicht genug höre – wir hatten damals noch keine Monitore (lacht). Vor gut zehn Jahren habe ich mir dann ein Drumset gekauft, weil ich dachte, das muss man irgendwie auch können. Ein paar Jahre habe ich das in meiner Wohnung gespielt – mit einem ganz netten Vermieter (lacht). Ich habe mir dann von Stunde zu Stunde überlegt, was für einen Schlagzeuger wichtig ist, und habe versucht es meinem ersten Schüler beizubringen und mir so ein Konzept für das Unterrichten zurechtgelegt.

Und wie ist heute das Verhältnis bei deinem Unterricht? Mehr Schlagzeuger oder mehr Percussionisten?

Also an den Hochschulen mehr Percussion-Unterricht, gerade für die Lehramtsstudierenden, und privat zurzeit mehr Schlagzeug. Es ist nach wie vor in Deutschland so, dass Schlagzeug eine Priorität besitzt, keine Ahnung warum. Vielleicht ist es „cooler“, Schlagzeug zu spielen, wobei Percussion eine Marktlücke ist. Es ist viel kreativer, man hat viel mehr Möglichkeiten, es gibt viel mehr Instrumente, viel mehr Klangfarben. Aber es gibt eben auch viel mehr Einzelinstrumente, die man üben muss. Vielleicht schreckt das auch ab.

Ist die Vielseitigkeit, die du abbildest, eher Last oder Vorteil für dich?

Das kommt darauf an, wo man hin will. Wenn man z.B. weiß, dass man motorisch nicht ganz so fit ist, und dann noch versucht, das Ganze musikalisch zu füllen, ist es eine Last. Es ist dann so, als wenn sich jemand eine Sportart beibringen will, für die er nicht geschaffen ist. Ich selber spiele z.B. sehr eigen. Ich bin kein super Latin- oder Afrospieler, sondern denke mir gerne Sachen aus. Dadurch bin ich ein ganz guter Pop-Spieler. Aber wenn ich versuchen würde, wie Brasilianer oder Kubaner zu spielen, mit der Technik und dem Gefühl, dann wäre das sehr schwer für mich.

Du hast in der Pop-Welt mit Größen wie Randy Crawford, DJ Bobo, Soullounge und vielen anderen gespielt. Gibt es Auftritte, die dir besonders in Erinnerung geblieben sind?

Es gab natürlich unheimliche Ehrenmomente, z.B. mit Randy Crawford! Welcher deutsche, vor sich hin trommelnde Percussionist bekommt schon solch eine Chance? Auch die Zusammenarbeit mit Lamont Dozier, der 69 Nummer-Eins-Hits hatte, war wirklich sehr beeindruckend. Ein total bescheidener älterer Herr aus der Motown-Ära.

Wie bist du überhaupt zu diesen Kontakten gelangt – was war dein erster Schritt?

Einer der ersten Schritte waren meine ersten Bandauftritte in Hannover, die ich mit Mousse T. gespielt habe. So bin ich in die Peppermint Park Studio-Szene reingekommen. Dadurch habe ich Jens Krause kennengelernt, und der hat wiederum die Furys (Anm. d. Red. „Fury in the Slaughterhouse“) produziert und hat mich gefragt, ob ich auf dem „Mono“-Album spielen will. Und dann habe ich einen ganzen Haufen Jobs für die Peppermint-Park-Studios gemacht. Ich habe einfach wahnsinnig viel Glück gehabt und durch diesen Kontakt sehr viele Leute kennengelernt, und das ohne „Arschkriecherei“ – das ist für mich ganz wichtig, denn das kann ich nicht ausstehen!

Es gibt Musiker, die sagen, dass sie unterrichten, um zu überleben.

Ja, das gibt es mit Sicherheit sehr oft. Aber für mich kommt es immer auf die die Mischung an. Wenn ich mich so umgucke, stelle ich fest, dass alle – egal in welcher Liga sie spielen – früher oder später unterrichten und dass alle, die nicht gerne unterrichten, später ein großes Problem haben können. Wenn man unterrichtet, sollte man wissen, was man unterrichtet. Und wenn man das weiß, dann wird einem vieles selber auch klarer, weil man es erklären können muss und für manche Leute auf fünf verschiedene Arten und Weisen erklären muss. Ich hoffe, dass ich mich nie entscheiden muss, einen Weg aufzugeben. Unterrichten ist eine sehr viel sicherere Angelegenheit – allein deshalb würde ich jedem raten zu unterrichten.

Privat kann ja heute jeder ein Schild an die Tür hängen und draufschreiben, dass er Schlagzeuglehrer ist. Nun bist du aber auch Dozent an staatlichen Musikhochschulen, u.a. in Köln und in Hannover, die zu den führenden Musikhochschulen Deutschlands zählen. Wie kam es dazu?

Ich habe über viel Glück eine Einladung zur Bundesakademie nach Remscheid bekommen. Dort habe ich Jürgen Terhag kennengelernt, der inzwischen Professor in Köln ist. Mit ihm zusammen habe ich Kurse gemacht. Über Empfehlungen bin ich dann an die Hochschule nach Hannover gekommen, wo gerade eine passende Stelle vakant war. Einige Jahre später wurde auch in Köln an der Hochschule jemand für Percussion gesucht. Über die Hochschule bin ich dann beim PreCollege in Köln gelandet und mit Jürgen zusammen auch in der Bundesakademie in Trossingen. Wenn man da erst einmal drin ist und seinen Job anständig macht, geht es irgendwie immer so weiter.

Ist das nicht ein mulmiges Gefühl, wenn man als Dozent das erste Mal an eine Hochschule geht? Oder ist das nichts anderes gewesen als der Privatunterricht?

Es ist jedes Mal ein besonderes Gefühl – alles andere wäre gelogen! Jedes Semester habe ich neue Studierende, bei denen ich nicht weiß, auf welchem Niveau sie ankommen und die Dinge wissen wollen, die ich auch nicht so einfach beantworten kann. Ich muss mich also jedes Mal neu vorbereiten und immer wieder neue Lösungen zu einzelnen Problemen finden.

Hast du das Gefühl, dass du einen Nachteil hast, weil du Noten nicht so schnell

aufgreifen kannst, oder kann das für dich sogar ein Vorteil sein?

Also es ist für mich generell kein Nachteil, weil Musik für mich in erster Linie über das Ohr und nicht über das Auge funktioniert. Es ist sicher ein Nachteil, wenn man nicht schreiben und lesen kann, aber auch dann kann man ein Poet sein. Nicht dass ich jetzt ein Poet wäre... (lacht). Ich kann ja inzwischen ein bisschen Noten lesen, weil ich irgendwann die Notwendigkeit erkannt habe. Ich würde gerne mehr können.

Mittlerweile hast du deine zweite gedruckte Percussion-Schule veröffentlicht. Was hat dich dazu bewogen?

Das erste „Modern Percussion“-Heft wollte ich herausbringen, um zu zeigen, dass man mal weg muss von den ganzen traditionellen „Du darfst und du darfst nicht“-Methoden. Das zweite Buch war eine Anfrage von einem Verlag, der wissen wollte, ob ich Lust hätte, eine Anfängerschule zu schreiben. Beides stützt sich zunächst nur auf Achtel, Sechzehntel, Triolen und deren Pausen – also nichts, wofür man großartig Noten lesen können müsste. Jetzt sitze ich aber an einem Buch, da weiß ich auch nicht genau, wie das werden soll: über „Polyrhythmik und Rhythmik im Allgemeinen“. Das ist so hochkomplex, und deshalb hänge ich zurzeit ein wenig in der Luft. Aber das wäre ein richtiges Baby!

Das ist also ein Traum, den du dir noch erfüllen willst?

Ja, es ist ein Traum, das aufzuschreiben, nicht das zu veröffentlichen, weil da ja auch eine Menge Sachen drinstehen, von denen ich noch nicht mal weiß, ob sie richtig oder falsch sind. Vielleicht stehen da ja auch nur Sachen drin, die jeder schon kennt – keine Ahnung. Aber wenn ich unterrichte stelle ich fest, dass das, was ich als „normal“ voraussetze, offensichtlich nicht normal ist. Da bin ich immer ganz erstaunt, dass nur wenige solche Standards der Rhythmik richtig gut spielen können, wie z.B. Beat und Off-Beat, Triolen, Triolen in der Beat und Off-Beat Position, Punktierte oder Punktierte und Triolen im Vergleich, metrische Verschiebungen, zwei gegen drei oder drei gegen vier.

Was sagen die Eltern zu deinem Lebenslauf?

Inzwischen finden sie das ganz gut. Am Anfang war das natürlich eine Katastrophe. Wenn ich Geige oder Klavier gespielt hätte, hätten sie wahrscheinlich gesagt „super“. Aber Trommeln in Afrika war schwer für sie zu begreifen. Als ich meine erste feste Stelle an der Hochschule angenommen hatte, dachte mein Vater, dass ich da als Hausmeister arbeiten würde (lacht).

Wo siehst du dich in zehn Jahren?

In zehn Jahren sehe ich mich schön in Hannover (lacht und denkt kurz nach) und eigentlich genau da, wo ich jetzt bin.

Die Fragen stellte Dominique Mayr

FAST EINE PUNKTLANDUNG

Einmal im Monat spielt die NDR-Radiophilharmonie Hannover ein Konzert, das im Hörfunk übertragen wird. Damit im Radio die Instrumente so klingen, wie sie klingen sollen, sind Toningenieure, -meister und -techniker besonders gefordert. „Saitensprung“ schaute hinter die Kulissen einer Liveübertragung.

HINTER DEN KULISSEN: BEI EINER LIVEÜBERTRAGUNG AUS DEM FUNKHAUS HANNOVER

Eine Stimme kommt gedämpft aus der kleinen Box am Ende eines ausladenden Mischpultes: „So sitze ich gut.“ Dann etwas lauter: „Wie ist die Mikrofonlautstärke?“ Ein Mann um die vierzig, dunkel gekleidet, rollt auf seinem Stuhl hinüber zur Box, vorbei an hundert verschiedenen Knöpfen, etlichen Reglern und sieben kleinen Bildschirmen. Gezielt drückt er einen der Knöpfe und spricht in ein Mikrofon: „Sehr gut. Bitte noch zwei, drei Sätze.“ Und schon formuliert die Box munter drauflos: „Julia Fischer kann heute aus Krankheitsgründen leider nicht spielen, wird aber von der ebenfalls sehr begabten Alina Pogostkina vertreten.“

Es ist kurz nach halb sieben im Regieraum des Großen Sendesaals der NDR-Radiophilharmonie. In eineinhalb Stunden wird die Philharmonie zusammen mit Solistin Alina Pogostkina auf der großen Bühne im Saal spielen. Franck, Prokofjew, Schostakowitsch. Zuhören werden ihnen rund 200 Menschen im Saal. Und einige Tausend zu Hause an ihren Radios. Denn das Konzert soll live auf „NDR Kultur“ übertragen werden. Und damit das in bester Klangqualität geschehen kann, hat Toningenieur Martin Lohmann schon jetzt einiges zu tun. Um die Stimme aus der Box, die Moderator Philipp Cavert gehört, einzupegeln, drückt er mal auf den einen Knopf, dreht dann am nächsten. Währendessen sitzen die ersten Musikerinnen und Musiker auf der Bühne, stimmen die Geigen und spielen ein paar Flötensätze. Lohmann kann sie vom Mischpult aus durch ein breites Fenster beobachten. In der Mitte des Fensters steht eine Box, neben dem Fenster zwei weitere und wiederum zwei hinter dem Mischpult. „Die ermöglichen den Dolby Surround Sound, damit es sich hier im Studio so anhört wie im Konzertsaal“, so Lohmann.

Die Tür geht auf. Ein Mann in schwarzem Anzug und weißem Hemd betritt das Studio. Es ist Radiomoderator Philipp Cavert. „Ich habe im Nebenraum den Tisch und den Stuhl noch ein wenig umgestellt“, sagt er, und Lohmann dreht wieder an einem der Regler. „In Ordnung“, meint er. Dann prüft er die Signalwerke und hört in den Anfang der vorproduzierten Pausenbeiträge hinein, kontrolliert den Computer. „Das ist wie beim Flugzeugfliegen. Start und Landung sind am kniffligsten. Da kann einiges schiefgehen, und ich gehe lieber mit einem ordentlichen Gefühl an die Arbeit.“ Deswegen hat er auch schon um 15 Uhr mit den Vorbereitungen begonnen. 56 Mikrofone, die an und über der Bühne aufgebaut sind, mussten überprüft werden. Im Nebenraum, dem Studio, von wo Moderator Cavert später den Abend präsentiert, musste ein weiteres Mikro angeschlossen werden. Und sämtliche Leitungsverbindungen mussten kontrolliert werden. Auch die Tontechniker Martina Frank und Wolfgang Hermann sind schon seit dem Nachmittag beschäftigt. Jetzt sitzen sie schräg hinter dem Mischpult und richten auf ihren Computern alles für die Aufnahme des Konzerts ein. Denn das soll nicht nur live übertragen, sondern später auch auf CD gepresst werden.

MARTIN LOHMANN

19:30 Uhr. „Hallo, hier ist Hannover.“ Lohmann hat eine Verbindung zum NDR-Studio in Hamburg hergestellt. Die letzten Dinge für die Liveschaltung werden abgesprochen. Dann sieht der Toningenieur durch die Glasscheibe, wie die ersten Gäste den Saal betreten. Er löscht alles überflüssige Licht im Regieraum. Nur noch das Mischpult und der Schreibtisch dahinter sind beleuchtet. Dort sitzt mittlerweile Tonmeisterin Rita Hermeyer und legt sich die Partitur der Konzertstücke sowie das Moderationsskript zurecht.

19:50 Uhr. Hinter der Bühne machen sich die Musikerinnen und Musiker bereit. In Anzügen und Abendkleidern stehen sie da, warten auf ihren Auftritt. Und auf den Start der Live-Übertragung. Was passiert eigentlich, wenn das Computersystem abstürzt oder das Mischpult streikt? „Für den Fall X haben wir immer noch eine CD mit verschiedenen Beiträgen, die wir abspielen können“, sagt Lohmann. Und fügt lächelnd hinzu: „Aber hoffen wir mal, dass wir sie nicht benötigen werden.“

Dann geht es los. „Es ist 20 Uhr. Hier ist NDR Kultur“, kommt es aus den großen Boxen im Regieraum. Auf den Bildschirmen sieht man Orchester und Dirigenten auf die Bühne schreiten. „Was für ein Glück“, beginnt Cavert dann seine Moderation. „Was für ein Glück, dass noch Ersatz gefunden wurde für die erkrankte Julia Fischer.“ Er sitzt im Nebenzimmer. Die Wände des kleinen Zimmers sind mit Holz vertäfelt, die grauen Vorhänge zugezogen. In der Mitte steht ein Tischchen, darauf ein Mikro. Eine Schreibtischlampe beleuchtet Caverts Moderationsskript. Links oben im Raum hängen zwei Bildschirme. Nur dort kann Cavert sehen, was gerade auf der Bühne passiert. Und es für die Radiohörer sichtbar machen: „...auch Dirigent Michael Sanderling betritt jetzt die Bühne...“

„Der hat eine schöne Sprecherstimme“, merkt Tonmeisterin Rita Hermeyer im benachbarten Regieraum an. „Endlich mal einer mit Druck.“ Dann ist es still, für einen kurzen Moment. Cavert hat seine Anmoderation beendet, die Musiker haben ihre Positionen auf der Bühne eingenommen. Hermeyer setzt ihre Kopfhörer auf, Lohmann schiebt die Ärmel seines dunklen Pullovers nach oben. Aus den Boxen kommen die ersten Töne. Hermeyer schaut konzentriert in die Partitur des ersten Stückes. „Gleich kommt ein lauter Harfeneinsatz“, sagt sie. Lohmann wartet kurz, drückt dann im richtigen Moment ein paar Knöpfe. Dann ist außer den Klängen aus den Boxen wieder nichts zu hören. Etwas seitlich neben Hermeyer sitzen die beiden Tontechniker Martina Frank und Wolfgang Hermann. Genau wie ihre Kollegen sind sie komplett schwarz gekleidet. Frank hat den „Spiegel“ aufgeschlagen, blättert behutsam die Seiten um. Hermann nimmt vorsichtig das Programmheft in die Hand. Dann flüstern sie kurz.

Auf den kleinen Bildschirmen am Mischpult tanzen grüne Fäden zu den Klängen. Ein Husten im Saal lässt sie kurzzeitig erzittern. Hermeyer zückt den Bleistift und vermerkt in der Partitur, an welcher Stelle des Stückes gehustet wurde. Am nächsten Tag wird sie diese Stelle in der Aufnahme bearbeiten.

Dann ist der erste Satz vorbei. Toningenieur Lohmann startet das Pausenprogramm auf dem Rechner.

21:05 Uhr. Ein Pausenbrot später sitzen alle vier wieder an ihren Plätzen. Martin Lohmann spricht über das Telefon mit jemandem hinter der Bühne. „Es kann weitergehen.“ Das Orchester wird wieder auf die Bühne geschickt und fängt an zu spielen. Lohmann wippt mit dem Fuß im Takt der Musik. Die Finger der Tonmeisterin zucken ein wenig. Sie greifen wieder zum Bleistift, markieren ein paar unsauber gespielte Stellen in den Partiturseiten. Dann noch mal ein Anruf in Hamburg: „Wir schaffen es, bis zu den Nachrichten fertig zu sein“, teilt Lohmann den Kollegen in der Hafenstadt mit.

„Kannst du einmal die Hornspieler ein bisschen näher zeigen?“, fragt Hermeyer danach. Lohmann dreht an einem Regler, und auf den beiden Bildschirmen, die neben dem Fenster hängen, tauchen die Hornspieler in Großaufnahme auf. Die Musik wird immer dramatischer. Lohmann soll die Lautstärke der Hörner ein wenig verringern. Er macht eine ausladende Handbewegung und drückt mit dem Zeigefinger schwungvoll auf die Knöpfe des Mischpultes, als wären es Klaviertasten.

Applaus. Cavert sitzt im winzigen Nebenraum und moderiert ab. „Hannover kommt zum Ende.“ Die rot leuchtenden Ziffern der Digitaluhr über dem Fenster im Studio zeigen genau 22:01 Uhr. Die Live-Schaltung wird beendet. „Fast eine Punktlandung“, bemerkt Cavert. Dann packen sie alle ihre Sachen, fahren die Computer herunter. Lohmeyer zieht seinen Mantel an, nimmt sein Köfferchen. Der Pilot hat endlich Feierabend.

Claudia Hamburger

PLEITEN, PECH UND POWER-METAL

INSOLVENZ UND NEUBEGINN DES INDEPENDENT-LABELS SPV STEHEN EXEMPLARISCH FÜR DEN WANDEL DER MUSIKINDUSTRIE

Es ist ein beinahe schon trostloses Bild: Ein weißes Banner flattert leicht im Morgenwind. „Zu vermieten/verkaufen“ steht dort in schwarzen Lettern. Das Banner hängt an der aus hellen Backsteinen erbauten Hauswand, dicht unter einem der vielen grünen Fensterrahmen des flachen Gebäudes. An das Geländer der Treppe, die am Ende der mit Schnee bedeckten Einfahrt in das Gebäude hineinführt, steht eine Schneeschaufel, die offensichtlich schon eine Weile nicht mehr zum Einsatz gekommen ist. Man mag es kaum glauben, doch in diesen Mauern wurde Musikgeschichte geschrieben. Vor der Einfahrt prangt in großen, roten Buchstaben der Name der Firma: SPV. Neben der Klingel starrt einen auf einem Aufkleber verheißungsvoll ein silberner Monsterkopf mit gigantischen Stoßzähnen, Nasenpiercing und Stachelhaube an. Der Kopf ist das Markenzeichen der Heavy-Metal-Band Motörhead, einer von vielen Bands, die bei SPV unter Vertrag stehen.

Im Vorzimmer des Gebäudes gewinnt man schon eher den Eindruck, dass man sich hier im Inneren eines wichtigen Unternehmens der unabhängigen Musikindustrie befindet. Die Wände schillern und glänzen. Gold- und Platinauszeichnungen begrüßen Besucher der Firma SPV. Dieter Nuhr lächelt von einem eingerahmten DVD-Cover herab, Helloween, die Power-Metal-Legende aus Hamburg, ist gleich mit drei glänzenden Scheiben in einem Bilderrahmen vertreten, und die Ruhrpott-Metal-Band Sodom wirkt mit ihrem Soldaten auf dem Cover umso bedrohlicher, als daneben ein relaxter Xavier Naidoo auf den Besucher blickt.

Doch es herrscht Aufbruchstimmung. Im Konferenzraum stehen Umzugskartons, leere Getränkekisten und alte Aktenordner nebeneinander. SPV ist im Wandel. Und das schon seit Mai des vergangenen Jahres. Es war der 27.5.2009, als SPV-Pressesprecher Olly Hahn eine Pressemitteilung verschickte, in der die Hiobsbotschaft verkündet wurde: SPV meldete Insolvenz an und wurde damit zu einem Beispiel für den Wandel der Musikindustrie.

Ungewissheit war wohl das vorherrschende Gefühl, das für alle SPV-Mitarbeiter das Jahr 2009 bestimmte, denn die Zukunft der Firma war trotz des guten Willens von Insolvenzverwalter Manuel Sack keinesfalls zu jedem Zeitpunkt gesichert. Mittlerweile hat sich das Unternehmen – so scheint es zumindest – wieder gefangen. Von Umstrukturierungsprozessen war die Rede und dass Sony den ewigen Independent-Kollegen SPV aufgekauft hätte – Gerüchte, die sich bei einem Besuch in der SPV-Zentrale teils als wahr, teils als falsch herausstellen. Das eine Umstrukturierung stattgefunden hat, darauf weist jedoch schon die Tatsache hin, dass es nicht SPV-Gründer Manfred Schütz ist, der im Büro des Chefs sitzt, sondern Frank Uhle. Mit gefüllter Kaffeetasse, Augenringen, die auf die ein oder andere Überstunde hinweisen, und im zerknautschten grauen Pulli sitzt der 46-Jährige hinter seinem Schreibtisch und wirkt gleichermaßen gelassen wie nervös. Er ist das Fleisch gewordene Symbol des Wandels bei SPV. Ein in Wirtschaftseinheiten denkender Mensch, der davon spricht, ein „Produkt einzukaufen“, wenn es um die Verpflichtung einer neuen Band geht. Der von Umstrukturierungsprozessen, Outsourcing und Gewinnmargen redet und damit vermutlich genau der Mann ist, den SPV in der aktuellen Verfassung benötigt, um sich weitgehend selbstständig aus der Krise zu befördern, in die sich die Firma innerhalb

FRANK UHLE

CHRIS BAY (FREEDOM CALL)

der vergangenen fünf Jahre manövriert hat. Und seine Beförderung zum Chef von SPV ist nicht die einzige personelle Änderung bei einem Betrieb, der in Glanztagen rund 125 Menschen beschäftigte. Heute arbeiten keine zwanzig Mitarbeiter in den Büroräumen am Rande Hannovers.

„Natürlich mussten wir im Rahmen der Umstrukturierung und des Wiederaufbaus massiv Stellen abbauen“, gesteht Uhle. „Dabei haben wir versucht, dass möglichst keine kompletten Abteilungen wegbrechen.“ Komplett unter das Messer fielen die Abteilungen Außendienst, das Lager und die Vertriebsabteilung, von wo aus man früher nicht nur eigene Veröffentlichungen verschickte, sondern diese Leistung auch anderen Labels anbot. „Wir müssen diese Herausforderung, SPV wieder aufzubauen, mit den wenigen Leuten stemmen, die wir uns noch leisten können“, stellt Uhle fest.

Derzeit lasse sich die Arbeit mit dem stark reduzierten Team problemlos bewältigen, denn immerhin habe man im Moment kaum Veröffentlichungen, sondern kümmere sich vorrangig um den Wiederaufbau und um Aufklärungsarbeit. „Bei den Künstlern, die bei uns unter Vertrag stehen, herrschte natürlich eine große Unsicherheit – vor allem bei den ausländischen Bands. Das Insolvenzrecht ist in jedem Land etwas anders geregelt, weswegen viele Musiker nicht wussten, ob ihre Verträge nach wie vor gültig sind oder nicht. Hier mussten wir viel vermitteln und den Bands klar machen, dass es sinnvoll ist, bei SPV zu bleiben, dass unsere Zahlungen nach wir vor pünktlich eintreffen und wir alles korrekt abwickeln werden.“

Eine dauerhafte Rufschädigung soll damit auch bei Kunden vermieden worden sein. „Für Fans von Rock und Metal ist SPV nach wie vor eine Institution. Und unsere Geschäftskunden können sich ebenfalls nicht leisten, SPV einfach zu vernachlässigen, denn dafür haben wir einen zu starken Katalog“, ist sich Uhle sicher. Und Recht hat er: Die Namen der Bands, die bei der Firma unter Vertrag stehen oder standen, lesen sich wie das Einmaleins der Heavy-Metal-Geschichte. Motörhead, Alice Cooper und Whitesnake fanden hier ebenso ihre Labelheimat wie diverse Szene-Tipps namens Kreator, Sodom und Helloween. Die Summe dieser großen Namen war es, die für einen umso größeren Schock sorgten, als die Insolvenz bekannt gegeben wurde. Von einer Firma, die solche Bands unter Vertrag hat, hatten es Szenekenner scheinbar am wenigsten erwartet.

Die Meldung war Wasser auf den Mühlen der Gegner neuer Medien. Allzu schnell war der gemeinsame Sündenbock gefunden: das Internet. Doch Frank Uhle widerspricht diesen Mutmaßungen. SPV sei von Downloads nie übermäßig betroffen gewesen. Illegale Downloads schädigten eher die Major-Labels, wie EMI und Warner, die ja derzeit auch ins Stolpern kämen. Natürlich lasse sich der Rückgang bei den CD-Verkäufen nicht wegdiskutieren, aber bei SPV sei er nicht der Auslöser der Krise, da es um Verluste von nur zwei oder drei Prozent pro Jahr gegangen sei. Die Gründe sieht Uhle woanders: „Als sich die Branche zu wandeln begann, hätte man rechtzeitig eingreifen müssen. Wenn wir vor zwei oder drei Jahren betriebswirtschaftlich etwas geändert hätten, hätte der Super-GAU vermutlich verhindert werden können. Schon früher hätten wir uns personell an die Begebenheiten des Marktes anpassen müssen.“ SPV sei aber immer mit voller Kraft weitergefahren, wie zu den goldenen Zeiten der Branche. Manch ein Produkt hätte man besser nicht einkaufen sollen, weil es so teuer war, dass das Geld durch Verkäufe nicht wieder hereingeholt werden konnte. Uhle verweist damit fast unfreiwillig auf den ehemaligen Geschäftsführer Manfred Schütz. Der 59-jährige Gründer von SPV ist mittlerweile kein Teil der von ihm aufgebauten Firma mehr, sondern hat in Hannover eine neue Firma namens MIG gegründet, die er gemeinsam mit einigen ehemaligen SPV-Mitarbeitern betreibt. Zum Insolvenzverfahren von SPV möchte sich Schütz nicht öffentlich äußern. Auf Nachfrage beteuert er lediglich, dass es ihn als Gründer natürlich schmerze, sich von der Firma lösen zu müssen.

Welche konkreten Entscheidungen der Geschäftsführung es waren, die zur Krise führten, welche Produkte, respektive Bands, sich im Einkauf nicht rentiert hätten, dazu äußert sich auch Uhle nicht. Es wirkt jedoch beinahe schon paradox, dass rund 85 Prozent aller verpflichteten Bands nach wie vor bei SPV unter Vertrag stehen. Offensichtlich haben Uhle und der Insolvenzverwalter Manuel Sack mit ihrer Aufklärungsarbeit viel erreicht, sodass Anfang Januar schon wieder die ersten Alben veröffentlicht werden konnten.

Eine der Bands, die durchweg hinter SPV standen, sind Freedom Call. Die Power-Metal-Band aus Süddeutschland gehört zu den ersten, die nun unter Frank Uhle ein neues Album veröffentlichen konnten. „Die Nachricht, dass das eigene Label scheinbar vor dem Aus steht, hat uns natürlich hart getroffen“, erinnert sich Sänger und Gitarrist Chris Bay. „Wir haben das Glück, dass wir als Band ein eigenes Tonstudio besitzen, also muss nicht jeder Tag Studioarbeit sofort bezahlt werden. Natürlich kostet auch das eigene Studio Geld, aber man hat so immerhin die Möglichkeit, im Vorfeld, also ohne die Finanzierung der Plattenfirma, eine entsprechende Produktion zu verwirklichen.“ Sich bei einem anderen Label zu verpflichten, das stand für Chris Bay und seine Bandkollegen zu keinem Zeitpunkt wirklich zur Diskussion. „Wir haben durch das finanzielle Desaster von SPV rund zehn Monate verstreichen lassen, ehe nun das neue Album erscheinen konnte, und da liegt es nahe, dass man sich anderweitig umschaut. Ich bin auch nach einer Weile echt ungeduldig geworden, denn so eine Stagnation nagt an Motivation und Energie, die man sich als Musiker unbedingt erhalten muss. Aber bis zum Schluss habe ich meinem Bauchgefühl vertraut.“ Und der Bauch sagte: Durchstehen. Immerhin hatte die Band zehn Jahre mit SPV zusammengearbeitet.

Freedom Call gehören zu einer ganzen Reihe von Künstlern, die SPV die Treue hielten. Doch es gibt auch andere Beispiele, wie Gamma Ray, deren neues Album „To The Metal“ Ende Januar bei Edel, einem der größten unabhängigen Musikunternehmen Europas, erschienen ist. Der Vertrag mit Gamma Ray war ausgelaufen und musste neu verhandelt werden. Und im Zuge dieser Verhandlungen boten Mitbewerber Summen, die SPV nicht bieten wollte. „In der Vergangenheit hätten wir mit Sicherheit auf Teufel komm raus versucht, mitzuhalten, aber diese Zeiten sind jetzt vorbei. Wenn ein anderes Unternehmen meint, mit den Einkaufssummen rentabel mit der Band arbeiten zu können, dann ist es für mich vollkommen okay, dass sie sich gegen eine weitere Zusammenarbeit mit SPV entschieden haben“, versichert Uhle.

Dass sich Gamma Ray mit der Insolvenzsituation ihres Arbeitgebers nicht so ganz wohl fühlten und diese Tatsache ein zusätzlicher Beweggrund war, sich einem anderen Unternehmen zu verpflichten, ließ Gamma-Ray-Chef Kai Hansen in einem Interview mit dem RockHard-Magazin unmissverständlich durchblicken: „Die SPV-Insolvenz hat uns etwas den Wind aus den Segeln genommen. Wir hatten ja schon im Mai mit der neuen Scheibe angefangen, mussten dann aber erst einmal abwarten, bei welcher Plattenfirma wir letztendlich landen würden. SPV hätte eine neue Option ziehen können, aber dann wäre auch ein neuer Vorschuss für uns fällig gewesen. Wir verhandelten ein paar Monate lang, aber letztendlich wurde diese Option nicht ausgesprochen, so dass wir wieder frei waren. Gott sei Dank. Ich will mit diesem Insolvenz-Kram auch nichts mehr zu tun haben.“ Für SPV ist der Verlust von Gamma Ray mit Sicherheit nicht angenehm, da die Band als eines der internationalen Aushängeschilder der deutschen Heavy-Metal-Szene gilt. Allerdings bleibt für Uhle und sein neu strukturiertes Team keine Zeit, um über diesen Verlust nachzudenken. Zwischen 40 und 50 Veröffentlichungen sind für das Jahr 2010 geplant, darunter vor allem auch Alben neuer, aufstrebender und regional verankerter Bands. „Wir suchen den Schulterschluss mit lokalen Veranstaltern und Musikern. Wir wollen auch zunehmend Newcomer unter Vertrag nehmen und damit mit der klassischen A&R-Strategie, nur etablierte Acts zu verpflichten, brechen. Bei diesen Acts ist Vermarktung und Einkauf sehr teuer“, erklärt Uhle. Zukünftig wolle man besser mit dem vorhandenen Geld arbeiten. Dazu gehöre dann weniger, dass man Videos für 50.000 Euro drehe, sondern eng an der Zielgruppe arbeite.

Damit bricht der 46-Jährige, der seit 2005 bei SPV arbeitet, mit den bisherigen Gepflogenheiten seiner Firma. Kein Zweifel: Uhle hat ein Geschäftsmodell, er hat einen Plan. Ob das Bild von SPV als Fels in der Brandung, als Antithese zu den Major-Labels bestehen bleibt, das steht auf einem anderen Blatt, denn mittlerweile streckt Major-Konkurrent Sony seine Finger aus und versucht, SPV unter die Fittiche zu nehmen – zum Teil mit Erfolg. Schon jetzt wird ein Großteil des SPV-Repertoires als Folge des Insolvenzverfahrens über Sony vertrieben. Was für die Hannoveraner auf der einen Seite eine enorme Hilfe ist und das derzeitige Überleben der Firma und einige Arbeitsplätze sichert, hat auch eine Schattenseite: Die auf Langfristigkeit angelegte Kooperation ermöglicht Sony Music einen späteren Erwerb von SPV. Noch steht die Firma also lange nicht wieder auf eigenen Beinen, sondern läuft nach wie vor Gefahr, als Mahnmal zu enden: Der Rebell, der sich selbst in die Krise stürzte und trotz Gegenwehr geschluckt wird.

DORIAN GORR

NEUE MÄNNER BRAUCHT DER CHOR

ABER IN HANNOVER SCHEUEN DIE HERREN DER SCHÖPFUNG DAS GEMEINSAME SINGEN. DIE URSACHEN DAFÜR SIND VIELFÄLTIG.

Chöre haben Hochkonjunktur, und das nicht nur in Hannover, das schon seit geraumer Zeit als „Stadt der Chöre“ bezeichnet wird. Neben professionellen gibt es eine Vielzahl an semiprofessionellen und Laien-Chören, wie sie in anderen Städten in der Qualität wohl selten zu finden sind. Hervorzuheben sind der Norddeutsche Figuralchor, das Junge Vokalensemble Hannover, Capella St. Crucis, der Johannes-Brahms-Chor oder auch der Kammerchor Hannover, die sich fast alle erfolgreich bei nationalen und internationalen Wettbewerben hervorgetan haben. Hervorragende Singschulen wie der Mädchen- und der Knabenchor Hannover, ebenfalls Preisträger großer Wettbewerbe, runden dieses Bild ab. Was aber macht das Singen im Chor so attraktiv? Und warum ziehen Chöre besonders Frauen an?

Chöre sind für viele Menschen ein Ort der Kommunikation, sagt Klaus-Jürgen Etzold, Leiter des Jungen Vokalensembles Hannover und Honorarprofessor für Musikpädagogik an der Hochschule für Musik und Theater Hannover. Chorgemeinschaften geben menschlichen Halt, vermitteln das Gefühl, aufgehoben zu sein, bieten Möglichkeiten zu gemeinsamen Aktivitäten wie Konzerten und organisatorischer Arbeit. Und vor allem: Sie lassen Freundschaften entstehen. Ein künstlerischer Reiz besteht sicher in der Möglichkeit, Meisterwerke selbst zu gestalten, auch wenn man kein exzellenter Einzelkünstler ist. Und die verschiedenen Ensembles in Hannover decken nahezu jeden Geschmack ab: klassisch, volkstümlich, poppig, jazzig – oder eine bunte Mischung aus allem. Einige Chöre sind regelrecht überlaufen und können keine

JUNGES VOKALENSEMBLE HANNOVER

weiteren Mitglieder mehr aufnehmen, wie das Junge Vokalensemble Hannover. Es ist mittlerweile in der Lage, sich seine Mitglieder nach Qualität auszusuchen. Allerdings gilt dies immer noch eher für die Besetzung der Frauenstimmen. Die Suche nach geeigneten Männerstimmen hingegen ist oft auch bei solch renommierten und erfolgreichen Ensembles ein nicht ganz einfaches Unterfangen. Gerade in einer Stadt wie Hannover, in der es ein Überangebot an Chören gibt, sind gute Sänger meist schon mit guten Angeboten versorgt. Hier müsse man den Sängern ein gewisses Programm bieten, seien es Chorreisen oder auch große musikalische Projekte, um sich von anderen Ensembles abzusetzen, meint Klaus-Jürgen Etzold. Selbst in den Ensembles der Musikhochschule ist es immer wieder nicht leicht, die Männerstimmen zu besetzen.

Denn auffällig ist: Viel mehr Frauen als Männer wollen in Gemeinschaft mit anderen singen. In professionellen oder semiprofessionellen Chören, deren Mitglieder meist eine gesangliche Ausbildung besitzen, wirkt sich dies häufig nicht so dramatisch aus. Hier kommen zwar nicht selten zwei Sängerinnen auf einen Sänger. Bei Laienchören ist das Verhältnis auch schon einmal vier oder fünf zu eins, so Rainer Klugkist, Leiter des Gemischten Chores Döhren e.V. Allerdings singen Männer stimmtechnisch gesehen mit einem höheren Bruststimmenanteil als Frauen und kommen so im Chor meist besser zur Geltung. Dies bedeutet, dass nicht zwingend genauso viele Männer wie Frauen gebraucht werden, um einen ausgeglichenen Chorklang zu erreichen.

Aber warum finden Männer seltener zum gemeinsamen Singen? Sind sie we-

niger gemeinschaftlich veranlagt? Haben sie Vorbehalte gegenüber dem Singen? Ist Singen etwa eine „weibliche Angelegenheit“? Selbst der traditionelle deutsche „Männerchor“ ist heute schon eine Rarität in der Chorlandschaft geworden. Und auch Martin Dietterle, Kantor der Markuskirche und Leiter des Markus-Chores – eines fast hundertköpfigen Ensembles –, kennt das Problem des Männermangels, wenn auch nicht in der beschriebenen Dramatik. In seinem Chor singen zurzeit 15 Tenöre und 17 Bässe, was an sich eine gute Zahl ist, aber in Relation zur Chorgröße immer noch zu wenig, wie er meint. Ihnen stehen 35 Alti und genau so viele Soprane gegenüber. Woran also liegt das?

IN DER SCHULE BEGINNEN DIE PROBLEME

Über die vermutlich vielfältigen Gründe kann man nur spekulieren. Eine der Ursachen sehen Experten in den pädagogischen Konzepten der Schulen. Auch gibt es noch deutlichen Verbesserungsbedarf in der musikalischen Früherziehung. Schon im Kindergarten sollte das Singen stimmgerecht integriert werden; Erzieher sollten wissen, wie man mit einer Kinderstimme umgeht, sie fördern und entwickeln, fordert Frank Löhr, Professor für Chor- und Orchesterleitung an der Musikhochschule Hannover.

Spätestens in der Schule aber beginnen die Probleme, Jungen zum Singen zu motivieren. Stehen dort verschiedene Musik-AG’s zur Auswahl, wie z.B. in der 5. Klasse der Lutherschule, so entscheiden sich Jungen eher für instrumentale Kurse. An erster Stelle stehen Blasinstrumente und Percussion. Im Chor singen lediglich 16 Prozent der Jungen. Allerdings ist das oft auch eine Frage der Überzeugungsarbeit und der Animation, weiß Klaus-Jürgen Etzold. Er leitet selbst auch einen Schulchor am Matthias-Claudius Gymnasium in Gehrden, der immerhin zu einem Drittel von Jungen besetzt ist. „Mir war es ein Anliegen, die Jungen genauso zum Singen zu motivieren wie die Mädchen. Man muss da selbst durch die Klassen gehen und heraushören, wer für den Schulchor in Frage kommt“, so Etzold. Wichtig ist auch, sich stimmbildnerisch um die Jungen zu kümmern. Hier sind die Lehrer mit all ihrer sängerischen Kompetenz gefragt. Gerade in der 5. und 6. Klasse kann ein guter Grundstock für die chorische Arbeit gelegt werden. Das lässt sich dann nach der Stimmbruchphase gut aufgreifen. Frank Löhr ist der Meinung, dass Schulen sich nicht mit chorischen Halbherzigkeiten zufriedengeben sollten. Der singende Lehrer sollte den Schülern die ganze Breite stimmlicher Herausforderungen erlebbar machen. In der heutigen Praxis wolle man den Schülern vieles allzu schnell erleichtern – und mache es so für sie eher uninteressant.

Auch Prof. Gudrun Schröfel, Leiterin des Mädchenchores Hannover und Professorin für Elementare Musikpädagogik und Kinder- und Jugendchorleitung an der Hochschule für Musik und Theater Hannover, betont, dass die ausgewählte Literatur mehr kompositorische Substanz haben müsse, da viele Kinder durchaus harmonisch und rhythmisch komplexere Musik bevorzugen, die sie herausfordert. Gerade die rhythmischen Elemente seien wichtig für die Jungen. Oft werde der Anspruch aber heruntergesetzt, um schnellere Erfolge zu erzielen. Und das könne schnell zu Demotivation führen.

ERFORDERT CHORGESANG „WEIBLICHE“ EIGENSCHAFTEN?

Spätestens während des Stimmbruchs kommen ohnehin viele Jungen von dem Gedanken an das eigene Singen ab, wenn Sie nicht ausreichend von Eltern und Erziehern motiviert werden. Der Musikunterricht generell dürfe nicht als erstes von Stundenstreichungen betroffen sein. Außerdem gebe es nicht genügend männliche Vorbilder, da es zu wenig männliche Erzieher und Grundschullehrer gebe, so Gudrun Schröfel, die auch für den Ausbau des bestehenden Chorklassensystems an den Schulen und für eine bessere Zusammenarbeit der Musikstudierenden mit dem Niedersächsischen Chorverband plädiert.

„BRAVE CHORKNABEN“ SIND NICHT ERSTREBENSWERT

Aber so lobenswert die Absicht auch ist, Jungen mehr zu fördern – ist das Chorsingen heute nicht doch mit geradezu weiblichen Stereotypen besetzt, wie Einfühlungsvermögen, Team- und Anpassungsfähigkeit, dem Zeigen von Gefühlen? Zugegeben: Männliche Stereotypen wie Durchsetzungsfähigkeit, Stärke, Hartnäckigkeit, mangelnde Rücksichtnahme oder geringes Einfühlungsvermögen sind nicht gerade die Eigenschaften, die das Singen im Chor ausmachen. Es mögen also tatsächlich eher die „typisch weiblichen“ Eigenschaften sein, die im Chorgesang gefordert werden. Hinzu kommt, dass gerade bei Jugendlichen das Klischee des „braven Chorknaben“ nicht unbedingt als erstrebenswert gilt. Mädchen mögen es da leichter haben, mit einem herkömmlichen Rollenverständnis ihren Frieden zu schließen, wenn es z.B. um größere Kommunikationsfreude in der Gruppe geht, meint Frank Löhr.

Alexander Schories

„MAN MUSS SCHON VERDAMMT GUT SEIN“

DER ENTSCHLUSS, ORCHESTERMUSIK ZU STUDIEREN, BIRGT IMMER EIN BERUFLICHES RISIKO

Wenn Mikael Rudolfsson von seinem Studium an der hannoverschen Hochschule für Musik und Theater (HMTH) spricht, kommt er sofort ins Schwärmen. Der Schwede studiert im vierten Semester im Studiengang „Künstlerische Ausbildung“, sein Hauptfach ist Posaune. Nach dem Studium eine Stelle in einem Orchester zu bekommen hält er für realistisch, auch wenn er um die kritische Lage auf dem Arbeitsmarkt für Musiker weiß. „Ich bin in der besten Klasse der Welt! Für Posaune liegt Hannover vorne, wir gewinnen die meisten Stellen und Wettbewerbe.“ Das liege nicht nur an seinem Professor Jonas Bylund, sondern auch an seinen Kommilitonen: „Die ziehen einen mit, wir spornen uns gegenseitig an, sind aber natürlich gleichzeitig Konkurrenten.“

Nicht nur die Instrumentalisten aus Hannover, sondern alle Orchestermusikstudenten von deutschen und ausländischen Musikhochschulen konkurrieren um die immer dünner gesäten Stellen in deutschen Orchestern. Im Wintersemester 2004/05 waren an deutschen Musikhochschulen fast 8.000 Studierende in Orchestermusik-Studiengängen immatrikuliert – an der HMT Hannover sind es aktuell rund 300. Die Absolventenzahlen übersteigen bei weitem die Kapazitäten des Arbeitsmarktes. Noch dazu wurden in den vergangenen Jahren viele ohnehin staatlich subventionierte Ensembles fusioniert oder geschlossen. Manchmal werden vakante Stellen aus Geldmangel auch einfach nicht neu besetzt. „Man muss sich den Arbeitsmarkt für Musiker wie einen Kuchen vorstellen“, sagt Erdmuthe Pirlich, Senior Artist Manager in der Konzertagentur Schmid. „Seit einer Weile schrumpft der Kuchen, nur wollen immer mehr Künstler etwas davon abhaben.“ Sie beobachtet, dass eine große Zahl sehr guter junger Musiker nachrückt und daher der Verteilungskampf umso härter wird. In der obersten Liga des Musikmarkts, die Erdmuthe Pirlich mitbetreut, laufe es trotz der insgesamt schlechten Arbeitsmarktsituation dennoch nach wie vor gut. Künstler

MIKAEL RUDOLFSSON

wie die Klarinettistin Sabine Meyer oder der Geiger Joshua Bell sind in ihrer Rolle als Klassik-Stars weiterhin gefragt. Bei Musikhochschulabsolventen, die später nicht unbedingt Solisten werden wollen, stellt Pirlich aber oft Unwissen über die Marktsituation fest. „Die kommen aus ihrem Elfenbeinturm und fallen erst einmal auf die Nase.“ Ihrer Meinung nach sollten die Musikhochschulen sich mehr in die Niederungen des Alltags begeben und ihre Studenten auf die Konkurrenz auf dem Markt vorbereiten.

Studien haben gezeigt, dass die Studenten zwar von der angespannten Lage wissen, für sich selbst aber trotzdem gute Chancen sehen. Die unbekannten Anderen sind diejenigen, die versagen. Man selbst komme schon irgendwo unter.

Der Direktor des Niedersächsischen Staatsorchesters Hannover, Joachim Schwarz, ist bei allen Probespielen für offene Stellen in seinem Orchester dabei und kennt die Lage genau. „Wer heute im Orchester landen will, der muss verdammt gut sein. Allein schon, um den Bewerbungsprozess zu überstehen.“ Erste Hürde beim Kampf um die Stellen ist bereits, überhaupt eine Einladung zum Vorspiel zu bekommen. Die Instrumentengruppe, die einen neuen Musiker braucht, sichtet die Bewerbungen. So kennen beispielsweise Cellisten ihre Szene und bevorzugen eventuell Bewerber, die die Spielweise eines bestimmten Cello-Professors übernommen haben. Insofern lassen sie sich weniger vom Ruf einer Hochschule, als vom Ruf der Dozenten leiten.

Genauso orientieren sich aber auch Studienanfänger nicht an der Stadt oder dem Image der Hochschule, sondern allein an dem, was in der jeweiligen Szene über den Professor oder die Professorin bekannt ist. Fabian Schmidt, ebenfalls Posaunist, verschlug es so nach London an die Guildhall School of Music and Drama. Dort stehen ganz andere Dinge auf dem Lehrplan eines Orchestermusik-Studenten als in Deutschland. Englische Musiker arbeiten in der Regel freiberuflich, weil es in Großbritannien keine derart etablierte Orchesterlandschaft gibt. Dort lernt man den Musikerberuf inklusive Selbstvermarktung, Konzertorganisation und Musikergesundheit. Das Spielen in allen möglichen Besetzungen kommt auch nicht zu kurz. In Deutschland liegt der Schwerpunkt auf der Vorbereitung auf ein Probespiel. Daher will Fabian, wenn er mit Probespielen beginnt, auch noch einmal in Deutschland studieren: „Auf so was bereitet man sich eben am besten – weil ausschließlich – an einer deutschen Musikhochschule vor.“

Unklar ist, ob es angesichts des Stellenabbaus und der Orchesterschließungen so sinnvoll ist, nur auf ein Pferd – die Orchesterausbildung – zu setzen. Die HMTH tut dies ganz bewusst, so Andreas Boettger, Professor für Schlagzeug und Pauken sowie derzeitiger Vizepräsident. Hannover sei bekannt für seine Orchesterkompetenz. Wohin es die eigenen Studenten verschlägt und ob die zum Dienst im Orchester ausgebildeten Musiker auch tatsächlich als Orchestermusiker arbeiten, ist allerdings nicht zentral erfasst. „Inoffiziell ist das natürlich in der Szene der Flötisten, der Szene der Streicher oder eben auch bei uns Schlagzeugern bekannt. Man weiß, wie viele Personen erfolgreich ihren Beruf im Orchester gefunden haben, wie viele unterrichten oder einfach zufrieden sind mit ihrem Berufsleben.“ Andreas Boettger gestaltet den Unterricht mit seinen Studenten so, dass sie auch in der Lage sind, ohne feste Orchesterstelle zurechtzukommen. Sie können dann eine Art Patchwork-Karriere verfolgen, also unterrichten, in Orchestern als Aushilfe spielen und mit Ensembles oder solistisch Konzerte geben. „Ich halte im Grunde genommen jeden Ausgang dieses Studiums, der in Richtung Musikerexistenz führt, für eine gelungene Ausbildung.“

Innerhalb der jeweiligen Szene, aber auch innerhalb der Musikhochschule ist der Anteil derjenigen, die ihre Studenten gezielt auf eine freiberufliche Tätigkeit vorbereiten, sehr unterschiedlich. Noch liegt es im Ermessen der einzelnen Professoren, ob und wie sie mit Blick auf den Arbeitsmarkt ihre Ausbildung gestalten. Vorschriften in der Studienordnung gibt es dazu nicht. Auch muss keine Professorin und kein Professor Zeugnis davon ablegen, wie viele Studenten sie zu einer erfolgreichen Musikerexistenz geführt haben. Ihr Erfolg ist aber relativ leicht an dem Zulauf in ihre Instrumentalklassen abzulesen – auch an der hannoverschen Musikhochschule: „Innerhalb der HMTH und in der Szene gibt es schon eine Qualitätsverschiebung. Und jeder Lehrer muss schauen, dass er das Qualitätsziel der Hochschule, nämlich Orchesterkompetenz, in irgendeiner Weise erreicht.“

Dennoch ist die Verantwortung für eine gelungene Karriere nach dem Studium nicht allein bei den Lehrenden zu suchen. Der Entschluss, Orchestermusik zu studieren, birgt immer ein Risiko und ist eine freie Entscheidung des Einzelnen. Für Mikael Rudolfsson gab es eigentlich keine Alternative: „Mit meiner Entscheidung für den Studiengang ‚Künstlerische Ausbildung’ und meinen Professor Jonas Bylund habe ich mich ganz klar für das Ziel entschieden, in ein Orchester zu kommen. Und wenn man sich dazu entschließt, dann geht‘s eben auch um einen Job.“ In Göteborg, wo er vor Hannover studiert hat, wurden die Studenten breiter ausgebildet, ähnlich wie an der Guildhall School of Music. „Dafür war das Niveau aber auch niedriger. In Deutschland herrscht ein extrem hohes Niveau, ich glaube, das nehmen viele Deutsche gar nicht so wahr. Letztendlich muss man abwägen, wie wichtig es einem ist, sein Instrument zu beherrschen.“ Mikael versucht, sein Studium in Hannover nicht allein als Vorbereitung auf ein Probespiel zu sehen, sondern die Möglichkeiten, die sich ihm an der Hochschule bieten, optimal zu nutzen. Gerade hat er das Quintett „Schwerpunkt“ mitgegründet, das viel Neue Musik spielt. „Für so etwas habe ich jetzt die Zeit. Die Spieltechniken für Neue Musik würde ich jedenfalls nicht lernen können, wenn ich schon im Orchester säße.“

Maya Stockmann

MIT NIVEAU UND SEHR VIEL SPASS

Ein Samstagmorgen. Hannoversche Musikhochschule. Obwohl Musiker eigentlich keine freien Wochenenden kennen, ist es merkwürdig still. Das Foyer ist leer, der Pförtner kann in Ruhe seinen Kaffee trinken und liest Zeitung. Nicht einmal die sonst so fleißig übenden Pianisten sind zu hören. Es ist kurz vor 10 Uhr. In wenigen Minuten soll im großen Ballettsaal die Orchesterprobe starten. Ob da schon jemand ist?

„Leer ist es jedenfalls nicht“, antwortet der Pförtner mit schelmischem Lächeln. Und wirklich – hinter der vierten Glastür des engen Hochschulflures brodelt die voluminöse „Chaosklangmasse“ eines sich einspielenden Orchesters. Jeder der rund 60 Musikerinnen und Musiker übt etwas anderes oder stimmt sein Instrument – ein voll aufgebautes Sinfonieorchester, dessen Durchschnittsalter knapp über 20 Jahren liegen dürfte. Das ist das Junge Schostakowitsch Ensemble (JSE).

Die Orchestermitglieder sortieren ihre Noten, machen morgendliche Dehnungen, trinken Kaffee, versuchen in einer halben Minute noch zu frühstücken, fragen den Nachbarn nach Bogenstrichen oder schwatzen einfach. Manche sehen noch etwas verschlafen oder müde aus, vielleicht von einer gemeinsamen Party, einem Konzert am vorherigen Abend, vielleicht auch von beidem zusammen. Doch jetzt, Schlag zehn Uhr, sind alle für den Probenanfang bereit. Solch eine Disziplin ist man von Studentenorchestern wirklich nicht gewohnt.

„Das JSE ist wie ein erweiterter Freundeskreis“, erzählt der Cellist Nico Treutler, der an der Hochschule für Musik in Leipzig studiert. Seinem Eindruck nach setzt sich jedes Orchestermitglied in ganz besonderer Weise für das Gelingen und den Erfolg eines Projektes ein. Wie unter Freunden fühle sich jeder für jeden verantwortlich. „Im Jungen Schostakowitsch Ensemble sind wir tatsächlich gut miteinander befreundet, wenn wir aber zusammen Musik machen, steht disziplinierte Probenarbeit im Vordergrund“, betonen die Gründer des Orchesters, Fagottist Hakan Isiklilar und Peter Leipold, der sonst am Dirigierpult steht. Die beiden studieren im fünften Semester an der Musikhochschule in Hannover. Im Mai 2008 haben sie für einen Auftritt im kleinen Sendesaal des NDR-Landesfunkhauses selbstständig ein Ensemble aus Studenten mehrerer Musikhochschulen zusammengesucht. Peter Leipold hebt hervor, dass die Motivation der Orchestermitglieder, die Atmosphäre während der Proben und auf der Bühne bereits beim ersten Projekt absolut einmalig gewesen seien. Da bei diesem Auftritt die Publikums- und die Presseresonanz alle positiven Erwartungen überstiegen, war für die beiden Musiker klar, dass dieses Orchesterprojekt eine Fortsetzung brauchte.

Inzwischen hat die Probe begonnen. Erster Satz der 1. Sinfonie von Dmitri Schostakowitsch. Ein Ruf der Trompete „con sordino“, dann die Repliken des Fagotts. Antwort der Klarinette, kommentiert von zwei Flöten. Der Bläserklang verdichtet sich, immer mehr Instrumente sind im Spiel. Der Satz wird erst komplett durchgespielt, dann bespricht der Dirigent von vorn die Details. Er erläutert sein Konzept, löst das eine oder andere Problem im Zusammenspiel, äußert Wünsche zu Klang und Artikulation.

Wahrscheinlich gebe es auf der ganzen Welt kaum eine andere „Arbeit“, die so erfüllend, angenehm und gleichzeitig herausfordernd sei, wie Konzertmeisterin in einem von Freunden gegründeten Orchester zu sein, sagt Min-Ah Lee, Studentin an der HMT Hannover und JSE-Konzertmeisterin. Man empfinde für jeden einzelnen Mitspieler Stolz und Dankbarkeit, wodurch eine gewissenhafte, aber auch entspannt humorvolle Probenatmosphäre entstehe. „Meine bisherigen Konzerte mit dem JSE zählen eindeutig zu den ehrlichsten und emotionalsten“, unterstreicht sie.

„Das Mitwirken beim JSE ist für mich etwas Besonderes“, meint auch Solo-Kontrabassist Hermann Stützer, der sonst Mitglied der Karajan-Akademie der Berliner Philharmoniker ist. In diesem Orchester machten junge Studenten Musik auf hohem Niveau und hätten dabei sehr viel Spaß. Das sei eine sehr wertvolle Kombination, die man in Profi-Orchestern nicht häufig finde. Spaß beim Musizieren im JSE empfinden offensichtlich viele Mitglieder des Orchesters, auch Robert Stepp, Cellist der Freiburger Musikhochschule, der nicht müde wird, die sehr angenehme Probenatmosphäre im Orchester zu loben.

Verbringt man einen Vormittag mit dem JSE, erhält man den Eindruck, dass sich hier viele Musiker eines speziellen Typs zusammengefunden haben: Musikbegeisterte, die ausgezeichnet auf ihrem Instrument sind und dabei ein sehr großes Interesse am gemeinsamen Musizieren haben. Außerdem sollten sie noch von Dmitri Schostakowitsch (1906-1975) begeistert sein. Voraussetzung für die Aufnahme in das Orchester ist das natürlich nicht. Allerdings scheint der russische Komponist mit seinem breiten Schaffen und seiner beeindruckenden Biografie gerade in den letzten Jahren viele junge Musiker zu faszinieren und zu bewegen, weswegen er auch zum Namensgeber für das Orchester wurde und seine Werke einen Schwerpunkt in dessen Programmauswahl bilden.

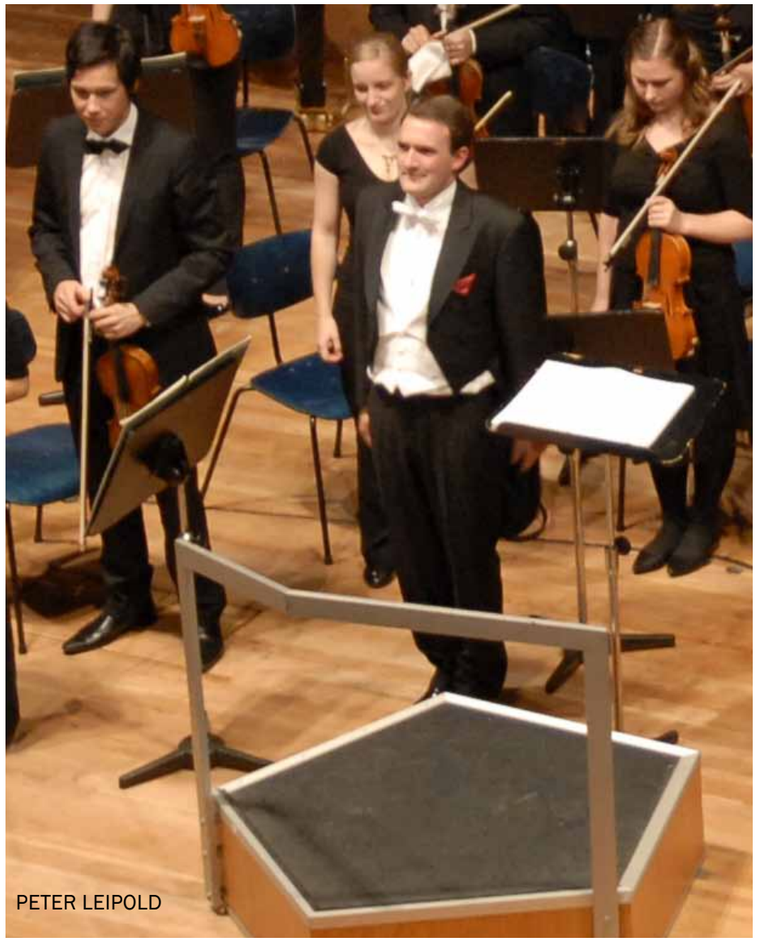
IM JUNGEN SCHOSTAKOWITSCH-ENSEMBLE FÜHLT SICH JEDER FÜR JEDEN UND FÜR DAS GEMEINSAME PROJEKT VERANTWORTLICH

„Hier ist ein kurzer Ausflug zu Wagner“, ruft der Dirigent jetzt gegen Ende des letzten Satzes der Sinfonie dem Orchester zu. Ein weicher, aber voller Tutti-Orchesterklang und romantische Harmonien sind bei dieser Musik eher eine Seltenheit. Umso mehr genießt sie jeder Mitspieler. „Wenn wir aber auf einen Schlag zu Schostakowitsch zurückkehren, bitte wieder absolute rhythmische Präzision“, fügt er dazu. Die Sinfonie steigert sich weiter bis zum fulminanten Schlussakkord.

Vor allem durch die Gestaltung der musikalischen Programme, aber auch durch die organisatorische Zuverlässigkeit und das Niveau der Musiker gewannen die beiden 22-jährigen Gründer des JSE das Vertrauen der hannoverschen Musikhochschule. Sie unterstützt das junge Orchester auf vielfältige Weise, ohne künstlerische Vorschriften zu machen. Proberaum und Konzertsaal wurden kostenlos zu Verfügung gestellt, Reisekosten der nicht in Hannover lebenden Orchestermitglieder übernommen, Pressearbeit geleistet. Die ganze mit dem Orchester verbundene Organisation scheint das Studium von Hakan Isiklilar und Peter Leipold trotz des Zeitaufwands zu bereichern. Beide Musiker sind offensichtlich sehr motiviert, ein eigenes Projekt auf die Beine zu stellen. Einerseits konzeptionell, um eigene Ideen umsetzen und eine Strategie für das Orchester und den angeschlossenen Verein entwickeln zu können, andererseits künstlerisch, um anspruchsvolle Musik zu erarbeiten und auf sehr hohem Niveau gemeinsam aufzuführen.

„Es hat immer wieder solche studentischen Projekte gegeben, aber was uns auszeichnet, sind Nachhaltigkeit, das Niveau, das Engagement der Orchestermitglieder für ein anspruchsvolles Musizieren und die steigende Begeisterung für die Orchesterarbeit“, meint Peter Leipold, der leider nicht das Programm des nächsten JSE-Auftritts im NDR verraten möchte. Also bleibt nichts anderes übrig, als bis zum 8. Mai 2010 zu warten und ab und zu auf www.schostakowitsch-ensemble.de zu klicken...

Maria Mazo



PETER LEIPOLD

FRANK TURNER

Welchen Eindruck haben auswärtige Musiker eigentlich von der „Provinzmetropole“ Hannover? Wir begeben uns in jeder Ausgabe auf die Suche nach Antworten ...

2009 war ein ereignisreiches Jahr für den Singer-Songwriter Frank Turner: Sein zweites Album „Love Ire & Song“ erschien mit einiger Verspätung endlich auch außerhalb seines englischen Heimatlandes, sein drittes Album „Poetry of the Deed“ dann gleich weltweit, und die Kollegen von The Gaslight Anthem nahmen ihn im Frühjahr zum ersten Mal mit nach Deutschland. Nach einer ausgiebigen Herbst-Tour durch die USA und Großbritannien, wo Turner mittlerweile Tausender-Hallen füllt, ging es am 1. Dezember dann in das etwas beschaulichere Chéz Heinz. Wir baten Frank Turner vor dem Konzert um eine Einschätzung Hannovers, die er dann kurzerhand zu einer allgemeinen Abhandlung über das Touren ausweitete:

„Ich muss zugeben, dass ich nicht viel von Hannover gesehen habe, obwohl ich zum ersten Mal hier bin. Aber der Club sieht ziemlich cool aus. Außerdem haben wir viel zu essen bekommen, und deswegen schlägt Hannover sich eigentlich bisher ganz gut! (lacht)

Ich sehe allerdings meistens nicht viel von den Städten, in denen ich bin. Es ist ein Klischee, aber es stimmt: Man reist um die ganze Welt und sieht dabei Umkleideräume und Parkplätze. Die gute Sache ist jedoch, dass man an jedem Ort zumindest neue Leute trifft, mit denen man abhängen und Spaß haben kann. Ob das nun in Hannover oder New Orleans ist... “

Protokolliert von Matthias Holz

BILDNACHWEIS

Titel, S. 4, 5, 6, 10, 11, 17, 22, 24, 25, 26, 27, 35, 36, 51:	Birk Grüling
S. 9:	Pressefoto Ralf Zielke
S. 12:	Matthieu Bell
S. 14:	Stefan Gerding
S. 15, 31:	Creative Commons
S. 18:	Pressefoto Fredun Kianpour
S. 29, 30:	Antonia Klöpf
S. 33:	Pressefoto Hilko Schomerus
S. 38:	Claudia Hamburger
S. 39:	Dorian Gorr
S. 40:	Copyrights SPV
S. 42, 43:	Junges Vokalensemble Hannover
S. 45:	Elias Gammelhard
S. 47,48, 50:	privat

SCHIMMEL
CENTRUM
Nur das Beste
für Ihren Anspruch
Entdecken Sie bei uns die große Auswahl vom Junior- bis zum
Konzertklavier – auch als Mietklavier oder mit Finanzierung.
Klavierhaus
Meyer
Inhaber Jörg Hoffmann | Klavierbaumeister
Königstr. 9 A | 30175 Hannover | Telefon 0511/34 34 73 | www.klavierhaus-meyer.de